2682

Libertas

FREIHEIT, NICHT DIE TOCHTER, SONDERN DIE MUTTER DER ORDNUNG — PROUDHON

1. Jahrgang. | BOSTON, MASS., SAMSTAG, den 30. JUNI 1888. | Nummer 7.

"Denn stets in deinem Aug, o Freiheit,
Erstrahlt ein hehres Licht, der Welt zum Heil;
Ob du uns tödtest auch, vertraun wir dir."

JOHN HAY.

Auf der Wacht.

In der Wiener "Gleichheit" wurde neulich eine Reihe von wörtlichen Zitaten aus den Schriften Ulrichs von Hutten konfiszirt. Dazu bemerkt das genannte Blatt: "Was vor etwa 350 Jahren geschrieben worden, was den innersten Gedanken der ersten Jugend bürgerlicher Gesellschaft jubelnd verkündete, erscheint heute als Verleitung zu Feindseligkeiten gegen einzelne Klassen und Stände derselben bürgerlichen Gesellschaft — in ihrem Greisenalter. Und dabei fühlt sich gewiss jeder ordentliche 'Bürger,' der seine 'staatsbürgerlichen Rechte' hat, über das 'finstere Mittelalter' turmhoch erhaben."

"Jede Steuer ist von Uebel," erklärt Sprecher Carlisle. Wenn wir nun Grünschnäbel von den Segnungen der Regierung und der Herrlichkeit von Gesetz und Ordnung faseln hören, können wir ihnen zu erwägen geben, dass dieser Mann, der sicherlich ein kompetenteres Urteil in diesen Dingen abzugeben vermag, als sie, da er seit langer Zeit und auch gegenwärtig noch mit denselben zu tun hat, ihnen den Boden vollständig unter den Füssen hinwegzieht. Wenn die Regierung eine notwendige und nützliche Institution wäre, dann könnte man sich nicht über die Auslagen für die Verwaltung derselben beklagen. Die Steuer ist von Uebel, weil die Regierung ein Lug und Betrug ist, ein Lug und Betrug.

Ich möchte wissen, was der "Freidenker" eigentlich will. Den Handwerkspolitikern gegenüber wirft er sich fortwährend als Idealpolitiker auf, d. h. als ein Politiker, der einem Ideal, also etwas Vollkommenem, nachstrebt, und doch bekämpft er anderseits wieder die Anarchisten, weil sie vermeintlich einen vollkommenen, idealen Gesellschaftszustand herbeiführen wollen. Wie kann man das zusammenreimen? Und dabei tut er, als ob die Anarchisten alle Aussicht hätten, jene Paradieseszustände schon morgen einzuführen, gegen welche er sich mit Händen und Füssen sträubt. Das Alles erinnert mich an das bekannte Bild: "I *dont want* to be an angel." Man könnte es doch einmal darauf ankommen lassen.

Der "Sozialist" freut sich über einen Beschluss des Züricher Kantonsrats, wonach den Schulkindern in Zukunft Bücher und Schreibmaterialien auf Gemeindekosten frei zu stellen sind, und fügt hinzu: "Würden den Kindern von Staatswegen noch Mahlzeiten und eventuell Kleider gewährt, so würde eine der sozialistischen Forderungen der Jetztzeit zum Durchbruch gekommen sein." Immer der Staat und eine auf allgemeine Kosten unterhaltene Suppenanstalt, — ohne diese können sich nun einmal die staatssozialistischen Weltverbesserer keine Reformprojekte zurechtlegen. Ich meine, wir hätten gerade genug üble Erfahrungen mit dem Staate gemacht, um ihm nicht ferner mehr unser Vertrauen zu schenken. Aber wie der Volksmund spricht, die Dummen werden nicht alle.

Insoweit sich Dr. Paul Berwigs Artikel in dieser Nummer von Libertas gegen jene Pseudoradikalen richtet, welche mit der Entwicklungstheorie Missbrauch treiben und in der Breittretung ihrer schiefen Auffassung derselben eine bequeme Bemäntelung ihrer Untätigkeit den brennenden Zeitfragen gegenüber finden, hat er meine vollkommene Zustimmung. Ich kann aber nicht allen Ausführungen und Schlussfolgerungen meines geschätzten Mitarbeiters beipflichten. Seine eigene Auffassung der Entwicklungstheorie ist meiner Ansicht nach keine haltbare. Es gebricht [illegible] an Raum, um näher auf den Gegenstand einzugehen, um aber meinen eigenen Standpunkt zu wahren, hier wenigstens so viel, dass wie ich die Entwicklungstheorie verstehe, die Konsequenzen derselben nicht in Widerspruch stehen mit der radikalen und freiheitlichen Lösung der sozialen Frage.

Das Kleinkapital ist mit Blindheit geschlagen, sonst würde es sich der sozialen Bewegung gegenüber nicht so ablehnend, wenn nicht geradezu feige verhalten. Ja, die Feigheit ist das Merkmal des Kleinkapitals. Dieselben Privilegien, aus denen es so grossen Vorteil gezogen hat und bis zu einem Grade noch zieht, werden auch seinen Untergang herbeiführen. Dieses Schicksal ist unabwendbar. Es nimmt seinen Fortgang gerade auf Grund der angedeuteten Privilegien. Ohne diese Privilegien, welche auf der Ausbeutung der Arbeit beruhen, würde sich die Gesellschaft heute nicht in Grosskapitalisten und Proletarier scheiden und einem jähen Zusammenbruch entgegeneilen. Dem Kleinkapital aber fehlt der Witz, das einzusehen. Deshalb besteht es so hartnäckig auf den Privilegien, welche sein eigenes Verhängniss vollenden werden, statt für die Abschaffung derselben einzutreten und dadurch sich selber zu retten wie zugleich auch die Bedingungen einer friedlichen und segensreichen Weiterentwicklung der Gesellschaft zu sichern. Aber wer nicht hören will, muss fühlen.

Laut eines auf der letzten Tagsatzung zu Chicago gefassten Beschlusses wird die Mitgliedschaft im Turnerbund an die Bedingung der Erwerbung des "Bürgerrechts" der Vereinigten Staaten geknüpft. Es wundert mich, warum man nicht zu gleicher Zeit auch beschlossen hat, welcher Kirchengemeinschaft ein Turner angehören soll. Ein sonderbares "Recht," zu dessen Ausübung ein vernünftiger Mensch moralisch gezwungen werden muss! Mir ist durch den besagten Beschluss der Weg in den Turnerbund versperrt. Indem ich die Regierung dieses Landes, wie überhaupt alle mir bekannten Regierungen, als eine Verschwörung der privilegirten Klassen gegen die Freiheit und die Eigentumsrechte des arbeitenden Volkes betrachte, kann ich mich unmöglich an derselben beteiligen. Mein einfaches Selbstinteresse verbietet mir die Ausübung des hiesigen Bürgerrechts. Will ich mich als Individuum zur Geltung bringen — und das muss ich als gesunder Mensch doch wollen — so kann ich nicht Staatsbürger werden. Der Staat unterdrückt die Individualität. Wie konnte sich der Turnerbund dazu hergeben, dem Staat Handlangerdienste zu leisten?

Dass das ordnungsgemässe gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen seine tiefe Begründung in dem Wesen der Dinge findet, scheinen gewisse Gegner des Anarchismus noch nicht erkannt zu haben. Aus diesem Grunde können sie den Anarchismus nicht verstehen. Ich vermute, das Unvermögen ist konstitutionell. Nach der Ansicht dieser Leute würde sich die menschliche Gesellschaft in Unordnung und Chaos auflösen, wenn sie nicht durch Zwang zusammengehalten würde. Sie können sich das friedliche Zusammenleben der Menschen nicht denken ohne Kanonen, Bajonnette, Kerker und Galgen. Welch ein Armutszeugniss für einen Geist, noch in diesem Ideenkreise befangen zu sein! Kaum je hat die Welt unter einer schlimmern Zwangsherrschaft gestanden als heute, aber auch kaum je drohte sie mehr auseinanderzugehen. Was sie allein noch zu retten vermag ist die Abschaffung des Zwangs, der Autorität. Es gibt eine natürliche Ordnung des Zusammenlebens, die sich aber nur im Zustande der Freiheit herausbilden kann. "Freiheit ist die Mutter, nicht die Tochter, der Ordnung." Und die Ordnung der Freiheit beruht [illegible] dem Fels der Interessengemeinschaft aller Menschen.

Dr. Kronawetter schloss kürzlich [illegible] in Wien mit den folgenden Worten: "Ich will [illegible]rken, dass ich nie Anhänger anarchistischer oder [illegible]stiger ähnlicher Theorien war, sondern die Aenderung der gegenwärtigen staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände nur auf dem Wege der Evolution, das heisst auf dem Wege der ruhigen, langsamen, aber durch staatliche Gewaltmassregeln unbehinderten Fortentwicklung und Herausbildung aus dem Gegebenen und Bestehenden, nicht aber auf dem Wege der Revolution verwirklicht sehen will." Das ist aber genau das Programm des Anarchismus, und Dr. Kronawetter hätte nicht nötig gehabt, Verwahrung gegen denselben einzulegen. Ob dieses Programm zur Ausführung gelangen wird, wer vermag es zu sagen? Bei der fortdauernden Gewaltpolitik des Staates sieht es nicht danach aus, wie auch die "Gleichheit" bemerkt, dass uns die Geschichte das R[illegible] schenken wird.

Der Beschluss der jüngsten Turnertagsatzung, welcher in der Republik die Anwendung der Gewalt im Dienste der Humanität als verbrecherisch kennzeichnet, ist allerdings, wie "Der arme Teufel" bemerkt, eine Gedankenlosigkeit. Woimmer ein Unrecht verübt wird, seis in der Monarchie oder in der Republik, hat der darunter Leidende ein Recht, sich mittels Gewalt dagegen zu wehren. Auch macht es keinen Unterschied, ob das Unrecht von Privaten oder von dem vorgeblichen Beschützer unserer Rechte, dem Staat, verübt wird. Der Mensch hat immer ein Recht, sich dagegen zur Wehre zu setzen, der ihm zugefügten Gewalt auch seinerseits Gewalt entgegenzustellen. John Brown hatte ein vollkommenes Recht, einen Gewaltstreich gegen Harpers Ferry zu führen. Auch befand sich der Bombenwerfer im Recht, welcher jene Versammlung auf dem Chicagoer Haymarket mittels einer Dynamitbombe gegen die Vergewaltigung Bonfields und seiner Schergen verteidigen wollte. Es ist Blödsinn, diesen Bombenwurf als verbrecherisch zu charakterisiren. Das einzige Verbrechen, das an jenem Maiabend verübt wurde, war der Angriff der Polizei auf eine friedliche Versammlung. Aber wenn der Mensch auch ein Recht hat, sich mittels Gewalt gegen ein Unrecht zu empören, so ist es doch nicht immer geraten, von diesem Recht Gebrauch zu machen. Fehlt mir die Macht, mein Recht zur Geltung zu bringen und das anstössige Unrecht zu beseitigen, so unterlasse ich das Operiren mit Gewaltmitteln. [illegible]berhaupt werde ich nicht zu diesen greifen, so lan[illegible] mir die geistigen Mittel zur Erlangung meines Z[illegible]es zur Verfügung stehen. Greife ich dennoch z[illegible]altmitteln, so darf ich mich nicht beklagen, we[illegible]eine Sache misslingt und der gewaltigere Fein[illegible]ch zermalmt. Ich darf mich nicht der Illusion hingeben, dass ich, solange mir geistige Mittel zu Gebote stehen, durch einen Gewaltstreich gegen das übermächtige Unrecht die Sache meines Rechts gross fördern werde. Aber ich habe ein Recht, mich gewaltsam gegen das übermächtige Unrecht zu empören, und nur die Gedankenlosigkeit kann mein Vorgehen mit dem Verbrechen auf eine Stufe stellen.

DER LUMPENSAMMLER VON PARIS.

Von FELIX PYAT.

Uebersetzt von Emma Heller Schumm.

ERSTER TEIL.

DER TRAGKORB.

Fortsetzung von No. 6.

Der nunmehr aufgebrachte Vater wollte mit einer zornigen Geberde nach dem Kinde sein Thema wieder aufnehmen, als hinter einem Bedienten ein Mann in reifem Alter vorsichtig eintrat und mit einer verlegenen, besorgten Miene sich dem Stuhle des Bankiers näherte.

Es war der Kassirer des Geschäfts.

"Monsieur," sagte er zögernd.

Und es entspann sich folgendes leise geführtes Gespräch:

"Was wollen Sie, Brémont?" sagte Berville, übel gelaunt.

"Ich möchte Sie allein sprechen."

"Sie wissen doch, dass ich nicht bei Tische gestört werden will."

"Entschuldigen Monsieur, aber" . . . .

"Und warum sind Sie zu dieser Stunde noch hier? warum sind Sie zurückgekehrt?"

"Ich bin nicht zurückgekehrt, ich bin geblieben."

"Warum?"

"Ich habe auf den Kassendiener gewartet, der noch nicht zurück ist."

Der Bankier prallte vom Stuhle auf.

Die Unterhaltung stockte plötzlich und Aller Augen waren auf Berville geheftet, der aufgerichtet und wie versteinert dastand.

Der unheilvolle Finger, welcher das verhängnissvolle Urteil bei Belzasers Mahle unter Donner und Blitz an die Wand schrieb, verursachte keine grössere Erschütterung bei dem König von Babylon, als die Worte des Kassirers bei dem Bankier Berville.

Die Vorahnung, dieser Schatten des Unglücks, der demselben vorausgeht statt ihm zu folgen, strich über die feuchte Stirne des Financiers, der aufrecht wie eine Säule und bleich wie der Tod mit Brémont den Saal verliess, ohne Entschuldigung oder Gruss für irgend Jemand.

Die Gäste, welche ihn erbleichen sahen, beobachteten sein Scheiden, Einige mit Staunen, Einige mit Argwohn, seine Gegner mit Freude, Keiner mit Schmerz, und dann, sich gegenseitig ansehend, ohne ein Wort zu sagen, verliess Einer nach dem Andern den Saal, Mademoiselle Gertrude, vom Zorn des Himmels bedroht, allein und traurig inmitten ihres vergeblichen Desserts im leeren Speisesaal zurücklassend; Alle verliessen sie das Haus wie die Ratten ein sinkendes Schiff.

Was den Berryer Bankier anbetraf, so war das Wunder, welches Nebukadnezar in ein reissendes Thier verwandelte, bei ihm nicht mehr nötig. Es war geschehen.

. . . .

Nichts mehr vom Feste. Alles ist still und erloschen im Hause Berville, ausgenommen im Kabinet des Direktors.

Der Bankier und der Kassirer, besorgt und stumm, sind dort eingeschlossen.

Sie warten.

Die Uhr schlägt ein Uhr morgens.

"Sie sehen," rief der Bankier im Tone der Verzweiflung, "mein Ruin ist vollbracht. Er kehrt nicht zurück."

Und voll Aufregung im Zimmer auf und ab schreitend, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, fuhr er fort:

"Welch eine Unvorsichtigkeit haben Sie begangen, Brémont! Einen Kassendiener mit solch einer Summe zu betrauen! Fünfmalhunderttausend Franken, — das ist genug, um die Ehrlichkeit selbst zu versuchen."

Der zitternde Kassirer suchte sich zu entschuldigen.

"Aber Didier ist in der Tat die Ehrlichkeit selbst. . . . In den fünfzehn Jahren, die er in Ihrem Dienste verbracht, hat er sich noch keinen Tadel zugezogen, und deshalb wählte ich ihn. Redlichkeit, Fleiss, Tugend — er hat Alles für sich, Alles!"

"Sogar meine Einnahmen!" schrie der Bankier, seine stetig wachsende Erregung kaum bemeisternd.

"Ich handelte, wie ich es für das Beste hielt. Und was hätte ich sonst tun können?" warf der Kassirer ein. "Ich hatte keine Befehle" . . . .

"Keine Befehle, keine Befehle? . . . . Sie hatten die Befehle Ihrer gesunden Vernunft; Sie hätten die Verantwortlichkeit auf sich nehmen sollen, ihm Jemand mitzugeben."

"Das habe ich getan, Monsieur; Louis Dupont ging mit ihm und ich wundere mich" . . . .

"Sie haben ihm Jemand mitgegeben? . . . . Jetzt ist Alles klar! Sie haben sich in die Beute geteilt!"

"Aber, Monsieur, ich verstehe Sie kaum."

"Ich verstehe mich aber nur zu gut."

"Ihre Route war eine lange, sie erstreckte sich über Paris hinaus," wagte M. Brémont einzuschalten. "Vielleicht fanden sie kein Gefährt, das sie zurück brachte."

M. Berville stampfte mit dem Fusse.

"Sagen Sie lieber, dass sie zusammen durchgebrannt sind."

"Jacques und Louis?" erwiederte der Kassirer. "Unmöglich! Ich würde mich fast ebenso rasch für ihre Ehrlichkeit verbürgen wie für meine eigene."

"Schweigen Sie," schrie der Bankier, "oder ich werde glauben, dass Sie ihr Verbündeter sind."

Der Kassirer fuhr zusammen und sagte mit einer von Entrüstung fast erstickten Stimme:

"Ich? Oh, Monsieur!"

Der Prinzipal sah, dass er zu weit gegangen war und, sich augenblicklich beherrschend, sagte er in sanfterem Tone:

"Pardon, mein lieber Brémont. Ich habe meinen Kopf verloren: die Angst reisst mich hin; dieser [illegible] trifft mich zu unerwartet. Kommen Sie, lassen Sie uns ruhig sein, lassen Sie uns das überlegen. Um wie viel Uhr hätten sie, alle möglichen und unmöglichen Aufenthalte in Betracht ziehend, zurück sein sollen?"

"Ich wiederhole, dass ihre Route eine lange war," sagte der Kassirer, noch kaum Herr seiner Aufregung. "Die grösste Summe, die alle andern zusammengenommen überstieg, war ausserhalb der Stadt zu kollektiren. Das schlechte Wetter, ein Unfall, das Vorhergesehene und Unvorhergesehene könnten sie sehr wahrscheinlich bis zehn Uhr aufhalten, vielleicht bis elf, spätestens bis Mitternacht."

Der Bankier zeigte auf die Uhr, welche auf halb zwei stand.

Der Kassirer antwortete nichts auf diese Bewegung, die beredter war als alle Worte.

Die beiden Männer sahen sich voller Verzweiflung an und einige Sekunden lang herrschte tiefes Schweigen, das nur durch das Ticken der Uhr, deren goldene Zeiger sich mit der Unerbittlichkeit des Schicksals drehten, unterbrochen wurde.

Es schlug die halbe Stunde.

"Wo wohnt Didier?" frug plötzlich M. Berville.

"Rue Sainte Marguerite."

"Was ist das für eine Strasse? Ist es weit?"

"Weit genug. In der Mitte des Faubourg Saint-Antoine."

"Eine verteufelte Entfernung! Und Dupont?"

"Er wohnt in der Nähe, Passage . . . ."

Der Bankier liess ihn nicht ausreden.

"Laufen Sie, suchen Sie ihn. Schnell!"

M. Brémont entfernte sich mit diesem Auftrage.

Allein gelassen konnte M. Berville nicht still sitzen. Er stand auf, schritt auf und ab, setzte sich wieder, nur um sich sofort wieder zu erheben, ungeduldig, entnervt, aufgebracht, von Angst gepeinigt.

"Ich will wissen, woran ich bin. Diese Ungewissheit tödtet mich. . . . Ueber eine viertel Million," sagte er langsam, seine Arme kreuzend. "Mehr als ich besitze! O, es ist entsetzlich! Dieser Didier ist sicherlich ein Räuber; aber er kann nicht allein sein; das ist ausser aller Frage. Und dieser Esel Brémont kommt auch nicht zurück mit dem Andern! Ohne Zweifel stecken alle drei unter einer Decke."

Er horchte ängstlich auf die Geräusche der Strasse in Erwartung der Rückkehr des Kassirers.

Eine Kutsche kam in vollem Lauf angesaust und hielt vor dem Hause.

Eine Minute später trat der Kassirer, von Dupont begleitet, in das Kabinet.

"Wo ist Didier? Wo kommst du her?" fuhr M. Berville ihn an.

Der Kassendiener, von der Frage seines Herrn und der Abwesenheit Jacques überrascht und erschrocken, stammelte:

"Didier! Was! Er ist nicht zurück? Ich verliess ihn um zehn Uhr bei dem Quai von Austerlitz."

Der Bankier platzte heraus:

"Verfluchter Hund! . . . . Verräter! . . . . Elender!" . . . .

Und er packte seinen Angestellten am Arm, hielt ihn fest und schüttelte ihn.

"Warum hast du ihn verlassen?" schrie er.

"Monsieur, die Kollekten waren gemacht, ... die Tagesarbeit war gethan. . . . Ich war besorgt. . . . . Meine Frau ist krank. . . . . Sie ist gerade von einem Kinde entbunden."

Um's Himmels Willen, was geht das mich an?" tobte der Bankier, Dupont in einem Anfall von Jähzorn von sich stossend. "Aber wir sind noch nicht zu Ende. Ich lasse euch Alle in's Gefängniss werfen."

Gleich einem wilden Tiere im Käfig, schritt er einen Augenblick im Zimmer auf und ab. Sein Blick fiel wieder auf die Uhr als die zweite Stunde schlug.

"Ah! du schlägst meinen Ruin," sagte er. "So schwer gearbeitet zu haben, um dieses Haus zu gründen . . . . das diese Ungeheuer nun zerstört haben. Bestohlen! Ruinirt! Eine Diebshöhle!"

Dann von Tobsucht ergriffen, warf er sich auf die Uhr:

"Du sollst nicht mehr schlagen!" schrie er.

Und er warf sie gegen das Marmorkamin, dass sie zerschmetterte, und stampfte auf den Stücken herum. Dann, seine Nerven bis zum Bersten angespannt, liess er seinen Zorn an sich selber aus, sich den Bart ausreissend und sein Gesicht zerfleischend.

M. Brémont und Louis standen wie vernichtet und sahen voll Entsetzen auf die Verzweiflung ihres Herrn.

Endlich hielt er an, mit Schaum auf den Lippen und aus ihren Höhlen getretenen Augen, und stellte sich vor den Kassendiener.

"Fort mit dir, Schuft! Ich jage dich fort! . . . . Oder nein, ich behalte dich hier. Du wirst in's Zuchthaus gehen, um bei Deinesgleichen auf den Andern zu warten. Bandit!"

Und sich zu M. Brémont wendend:

"Einen Polizeidiener! Gehen Sie, suchen Sie einen Polizeidiener . . . . Keine Widerrede. . . . . Ich wünsche es!"

Der Kassirer schickte sich an, diesem peremptorischen Befehl Folge zu leisten.

"Nein, bleiben Sie auch hier!" rief der Bankier, ihn an der Thüre anhaltend. "Sie dürfen auch nicht gehen."

Und er begann die Treppe anzuschreien, den Portier rufend:

"Plumet! Plumet! Bringen Sie mir die Polizei. Hören Sie?"

Der Portier, aus dem Schlafe auffahrend, kleidete sich hastig an und gehorchte passiv, gleich einem Automaten, ohne zu wissen warum.

Bald darauf machte ein Polizeidiener sein Erscheinen.

"Was ist hier los?" frug er.

"Ich bin hier von Dummköpfen und Schuften umgeben, die mich bestohlen haben und es geschehen liessen, dass ich bestohlen wurde," schrie der Bankier ausser sich vor Wut.

Der Beamte, stets bereit, ging gerade auf sein Ziel los und, auf den Kassirer und den Kassendiener deutend, frug er:

"Welcher soll arretirt werden?"

"Zuerst den Andern!" schrie der Bankier.

"Der Andere?" gab der Beamte mit einem Ausdruck des Staunens zurück, indem er das Zimmer mit den Augen durchsuchte. Er sah sich nach dem Dritten um und zweifelte beinahe an dem Verstande des Herrn.

"Ja," erklärte der Bankier, wieder zur Besinnung kommend, "ein Anderer, Jacques Didier, der seine Einnahmen nicht zurückgebracht hat. Es muss ausgekundschaftet werden, ob er zurückgekehrt ist, dann muss er aufgesucht und arretirt werden."

"Ist er verheiratet?" frug der Beamte.

"Ohne Zweifel."

"Gut! . . . . Wo wohnt er?"

"Im Fauburg Saint-Antoine."

"Er ist sicher zuerst nach Hause gegangen. Machen wir uns sofort auf den Weg. Wir fangen den Vogel vielleicht im Neste ehe er wieder ausfliegt. Der gepaarte Räuber kehrt immer in sein Quartier zurück, um sein Weib zu versorgen oder mitzunehmen."

"Denken Sie?" rief der Bankier. "Lassen Sie uns gehen!"

Und seinen Hut ergreifend, öffnete er die Thüre.

Erschrocken, mit weit geöffneten Augen und Ohren, standen ihm zwei menschliche Gestalten gegenüber, — seine Kousine und sein Sohn.

"Was macht Ihr da?" schrie der Bankier.

"Berville, mein Vermögen ist das Ihre," sagte Gertrude.

"Närrin, behalte Deine Birne für Deinen eigenen Durst."

Und er schob sie grob zur Seite.

"Und ich sage Dir, Jacques ist kein Dieb," rief das *Enfant terrible*, seinen Vater aufhaltend.

Aber der wütende Bankier warf seinen Sohn um, wie er es mit der Uhr getan hatte; und mit eigner Lebensgefahr stürzte er, von den Andern gefolgt und ungeachtet seines Gewichts, vier Stufen zur Zeit die Treppe hinunter.

SECHSTES KAPITEL.

Mansarde Didier.

Einen Augenblick später rollten M. Berville, sein Kassirer, der Kassendiener und der Polizist eilig in der Richtung des Faubourg Saint-Antoine dahin.

Unterwegs konnten die vier Männer kein Wort zusammen wechseln. Der Fiaker, in grösster Eile dahinrasselnd, machte einen betäubenden Lärm.

Endlich hielt man in einer Strasse, die nichts Gutes vermuten liess, und vor einem traurigen Hause an.

"Wir sind zur Stelle," sagte M. Brémont, die Thüre öffnend.

M. Berville warf einen entrüsteten Blick auf die Rue Sainte-Marguerite und auf den Eingang des Hauses.

"Aber dieser Didier bewohnt ja eine Baracke!" rief er aus. "Und Sie wussten das, Brémont?"

Auch der Polizist machte seinerseits eine bezeichnende Grimasse.

"Dadrinnen den Schatz finden? Ruinirt!"

"Aber," warf der Kassirer ein, "die arbeitende Klasse ist gezwungen, in schlechten Quartieren zu wohnen; mit vier Franken den Tag logirt man nicht, wo man beliebt, sondern wo man kann. . . . Armut ist kein Verbrechen, Monsieur."

Der Bankier antwortete Nichts.

Sie traten Alle in einen dunkeln Gang ein.

Als sie eine Treppe erreichten, die so steil wie eine Leiter war, stand M. Brémont verlegen still.

"Ich weiss nicht, auf welcher Etage," sagte er, mit den Augen die Klause des Thürhüters suchend.

"Die letzte, denke ich," sagte Dupont.

"Es kommt nicht darauf an, steigen wir immerhin hinauf," sagte der Beamte.

"Ja, und nur rasch," stimmte der Bankier bei.

Da öffnete sich in der Höhe eine Thüre und es erschien ein Licht.

Gleichzeitig wurde eine weibliche Stimme hörbar, eine Stimme voller Milde und Besorgniss.

"Bist du es, Jacques?"

Der Beamte schüttelte den Kopf.

"Nicht zurückgekehrt!" sagte er einfach.

M. Berville unterdrückte einen Schrei der Verzweiflung.

Brémont und Dupont sahen sich bestürzt an.

Die vier Männer erklommen rasch die Treppen. Als sie die letzte Stufe der fünften Treppe erreicht hatten, sahen sie die Frau Jacques Didiers.

In der Dachstube herrschte eine Ordnung, die sie geräumig erscheinen liess, und eine Sauberkeit, die sie erstrahlen machte: nicht ein Fetzen, nicht ein Faden; weder ein Strohhalm, noch ein Staubkorn; keine oberflächliche, sondern eine gründliche Reinlichkeit; die Ecken und Winkel, die nie zum Vorschein kommen, waren aufs genaueste vom Staubbesen durchsucht; das Messing der Möbel durch Reiben abgenutzt und wie neu glänzend . . . . und Alles an seinem Platze, Nichts umherliegend; vor einem eben verglimmenden Feuer auf einem Stuhle ausgebreitet hingen Jacques Hosen und Schuhe zum wechseln; ein Tisch, für zwei gedeckt und vollkommen in seiner Reinlichkeit, erwartete die Suppe, die auf dem Ofen kochte; aber der Gipfel, der Mittelpunkt aller dieser grossen und kleinen Mühewaltungen war eine zierliche, ganz weiss gekleidete Wiege für das rosige Kindchen.

Ah! was eine Frau wie Louise Didier an Mut und Tugend daran setzt im Kampfe mit dem Schicksal ist unsagbar.

Immer nett gekleidet und das Haar mit einem leinenen Häubchen bedeckt, war Louise eine echt weibliche Erscheinung; augenblicklich besorgt, mehr als besorgt, geängstigt, hatte sie eine zweite Kerze angezündet, nachdem die erste ausgebrannt war, und um ihre Gedanken während des Wartens zu zerstreuen, das Feuer wieder angefacht, und plättete ihres Kindes Linnen, als sie das Geräusch auf der Treppe hörte, die Thüre öffnete und ihren Gatten anrief.

Sie schien ungefähr dreissig Jahre alt, ihre Züge, von blondem Haar umrahmt, waren so regelmässig wie ihr Leben, sie hatte die blutarme, rührende Grazie der Frauen aus dem Volke, die durch die schwere Arbeit des Hauswesens und der Werkstätte, und aus Mangel an frischer Luft, Nahrung und Kleidung vor der Zeit verkümmern.

Mme. Didier fuhr erstaunt zurück bei dem Eintritt der vier Männer, halb aus Furcht, halb aus Scham, denn sie war nur notdürftig bekleidet mit einem kurzen Rock und einer weissen, zwecks Säugung ihres Kindes halb geöffneten Jacke.

"Was soll das heissen?" begehrte sie, von dem Vorgefühl eines Unglücks ergriffen, während sie keusch ihren Busen vor diesen Fremden bedeckte.

"Wo ist Ihr Mann?" frug der Beamte rauh.

"Ich erwarte ihn . . . . er ist noch nicht zurück. Aber was wünschen Sie von ihm, meine Herren?"

"Ich wünsche, dass er mir fünfmalhunderttausend Franken zurückerstatte," schrie der Bankier, sich nicht länger beherrschend.

"Fünfmalhunderttausend Franken!" rief die arme Frau die Hände zusammenschlagend aus. "Was sollte er damit tun, grosser Gott? Wenn er sie hat, wird er sie Ihnen zurück geben, das versichere ich Ihnen. Fünfmalhunderttausend Franken!"

Der Beamte stellte sich vor Mme. Didier.

"Kommen Sie, stellen Sie sich nicht dumm," sagte er, sie anstarrend. "Sie wissen wohl, um was es sich handelt. Ihr Mann hat gestohlen!"

"Gestohlen! Mein Mann!"

"Ja, mein Vermögen gestohlen!" warf der Bankier ein.

"Das ist nicht wahr! Sie lügen!" schrie die junge Frau, sich aufrichtend wie eine Löwin, die einen Schlag mit der Peitsche erhalten hat.

"Unglückliche! Sie vergessen, mit wem Sie reden!"

"Und was tun Sie?"

"Ja, leider! Alles klagt ihn an," sagte der Kassirer dazwischen.

"Aber ich, ich sage Ihnen, dass es nicht waar ist!" wiederholte Mme. Didier. "Sehen Sie sich um, suchen Sie, durchwühlen Sie Alles: hier ist unser Möbel, Speiseschrank, Kaminschrank, Kommode, Alles, was geschlossen werden kann —"

Und sie öffnete Alles sperrweit.

"Hier stehen Ihnen keine Schwierigkeiten im Wege, Ihre fünfmalhunderttausend Franken zu suchen. Ihr Vermögen ist nicht da, so wenig wie Jacques," fuhr sie fort.

Der Bankier und der Beamte hatten bald die ganze Stube durchsucht.

"Nein, gar Nichts!" murmelte der Bankier.

"Nichts als ein Kind," sagte seinerseits der Beamte.

In der Tat, in der Mitte dieses Arbeiterhaushalts hatten sie die mit Musselin bedeckte, niedliche, reine Wiege gesehen, worin ein neugeborenes Kind, das Glück dieser armen Eltern, schlief: Marie.

Von dem Lärm geweckt, fing das Kind untröstlich zu schreien an. Die Mutter, durch ihr Töchterchen auf sich selbst zurückgerufen, nahm dasselbe in ihre Arme auf wie in eine Wiege, um es zu beruhigen.

Dieses rührende Bild beruhigte einen Augenblick die Wut des Bankiers.

"Sagen Sie mir, Madame," sagte er beinahe sanft, "hat Ihr Mann die Gewohnheit, spät nach Hause zu kommen?"

"Nein, Monsieur," sagte die Mutter, "das ists eben, was mich beunruhigt. Er hatte um acht Uhr hier sein sollen wie gewöhnlich, spätestens um neun. Sehen Sie, sein Abendessen wartet auf dem Ofen."

"Spielt er zuweilen?"

"Was meinen Sie?"

"Geht er ins Wirtshaus?" drängte M. Berville noch weiter in sie, während der Beamte fortfuhr, das Zimmer zu durchstöbern.

"Niemals," beteuerte Mme. Didier, "und ich weiss nicht, was dies zu bedeuten hat. Er, der immer so pünktlich ist . . . . O, mein Gott! wenn ihm nur kein Unglück zugestossen ist!"

"Warum nicht gar!" schrie wieder der Bankier, sich spreizend und seine Stimme erhebend; seine zeitweilige Ruhe war erschöpft. "Meinem Gelde ist ein Unglück zugestossen!"

Inzwischen öffneten sich Thüren auf den Treppenabsatz und die Nachbarn kamen neugierig herbei.

Vor Entrüstung zitternd, wandte sich Mme. Didier zu ihnen und rief sie als Zeugen für die Ehrlichkeit ihres Mann an.

"Kommt, tretet ein. Diese sagen, Jacques sei ein Dieb," schrie sie nun ihrerseits. "Ist das vor Gott möglich, sagt es ihnen?"

Alle, Männer und Frauen, schüttelten die Köpfe und ein einstimmiges energisches "Nein!", fast eine Drohung gegen die Ankläger, beantwortete die Frage.

Aber ein Lärm von der Strasse kam die Treppe herauf und wurde immer deutlicher und lauter.

Einer der Nachbarn bückte sich über das Geländer und fuhr erschrocken zurück.

"Ist ers?" frug Mme. Didier mit einem Hoffnungsschimmer.

Niemand antwortete.

"Was gibt es denn?" frug sie nochmals.

"Nichts gutes," murmelte Einer aus der Gruppe.

Sie stürzte auf die Treppe zu, ihr Kind an die Brust drückend.

"Gehen Sie nicht weiter, arme Frau," sagte ein Mann, der die Treppe eilig herauf kam.

Es war Jean.

Doch von ihrem Anlauf fortgerissen, stiess sie ihn heftig zur Seite.

Bankier, Kassendiener, Kassirer und Beamter folgten ihr.

Einige Municipalgardisten erschienen mit Fackeln.

"Arretirt! endlich!" schrie der Bankier, durch den Anblick getäuscht.

Aber plötzlich kam der Körper Jacques Didiers auf einer Tragbahre in Sicht.

"Nein . . . . todt!" sagte die arme Frau mit einem schrecklichen Aufschrei.

"Ruinirt!" rief der Bankier aus, sich an die Wand anlehnend, um nicht umzusinken.

"Ermordet! ermordet!" wiederholte die Wittwe, sich auf die Bahre werfend.

"Entehrt!" entgegnete er.

"Mein Mann! Mein Kind!"

"O, mein Gott, mein Gott, gib mir meine Ungewissheit wieder!"

Und eine Blutwelle durchströmte den Nacken und den Kopf des Bankiers.

"Sie sehen nun, dass wir nicht Alle Dummköpfe und Schurken sind," sagte M. Brémont sehr ernst. "Sie suchten einen Räuber und finden ein Opfer."

Der Bankier hörte nichts mehr, ein Schlaganfall erstickte ihn und die abgerissenen Worte "Verfalltag, Ende des Monats, Fallissement" stammelnd, brach er am Treppenabsatz zusammen, wie ein Stier von einer Keule gefällt.

Ihren Kopf aufrichtend, sah die Wittwe den gefallenen Mann zu ihren Füssen neben Jacques liegen und von wahrhaft göttlichem Mitgefühl bewegt, sagte sie:

"Ach, armer Herr!"

Dann trat sie schnell in die Stube, legte ihr Kind in die Wiege und war die Erste, welche dem Bankier zu Hülfe kam, indem sie seine Schläfen mit Essig und Wasser badete.

"Ah, er würde nicht soviel getan haben!" sagte der Kassirer sehr bewegt, indem er seinen zum Bewusstsein zurückkehrenden Herrn betrachtete. "Ein Geldschrank ist kein Herz!"

Alle drängten sich um den Bankier. Der Kassirer half den Gardisten, ihn fortzuschaffen.

Man sagt, dass sich in dem Herzen der Königin Elizabeth das Wort Calais gefunden habe. In dem Herzen des Bankiers würde das Wort Fallissement zu finden gewesen sein.

Während sie hinaus gingen, kehrte die Wittwe zu ihrem Schmerz und zu ihrem Todten zurück, von dem sie das im Volke so lebhafte Gefühl der Solidarität im Unglück einen Augenblick abgelenkt hatte.

Sie kniete vor Jacques nieder, betastete ihn, rief ihn, umarmte ihn und suchte ihn zum Leben zurückzubringen, ihm das ihrige einzuflössen.

"Ah, sein armes Blut! . . . . Stumm, traurig, kalt, todt!"

Und die Verzweiflung verdoppelte ihre Kraft; sie nahm die Leiche in ihre Arme und legte sie auf das Ehebett.

Von ihr unbemerkt, war Jean zurückgeblieben, ein Zeuge dieser Verzweiflung. Auf seine eigene Gefahr hatte er sich der Patrouille wieder genähert und sie zu der Adresse Didiers geleitet. Erschüttert stieg er auf das Zwischengeschoss hinab, wo sich die Klause des Thürhüters befand.

"Haben Sie hier Etwas zu vermieten?" begehrte er barsch von dem Portier.

"Ja, einen Speicher," erwiederte dieser verschlafen. "Aber warum?"

"Nichts . . . . ich wollte es nur wissen . . . . ich komme wieder" . . . .

Und er stieg oder vielmehr sprang die übrige Treppe hinunter. Auf der Strasse wischte er sich zwei grosse Thränen aus dem Bart mit den Worten:

"Wahrlich, ich hätte nicht geglaubt, dass ich weinen könnte. . . . Jawohl, ich werde wiederkommen, spätestens morgen."

SIEBENTES KAPITEL.

Im Pfandhaus.

Tags darauf berichtete die ganze Presse von der doppelten Tragödie des Hauses Berville und der Dachstube Didier.

Man belobte die Behörden, dass sie den Körper Jacques seiner Wittwe zugestellt hatten, anstatt denselben nach der Morgue zu schicken, wie es die Regel war. Rechtlich denkende Journale, welche aus geheimen Fonds wohlversorgt wurden, versäumten nicht, darzutun, welch ein grosser Trost es der armen Frau in ihrer Heimsuchung gewesen sein muss, ihren Gatten selbst auf eigene Kosten begraben zu können.

Es war demnach nötig, für die Beerdigung auf irgend einem Friedhof ausser dem Verbrecherfriedhof zu bezahlen, welch letzterer seine Leichen aus der Morgue und vom Schaffot erhielt, die Leichen von Schurken und Ausgestossenen, von Mördern und Selbstmördern, des ganzen Abschaums der Civilisation, die nicht weniger gut ist als die Vorsehung, jene andere Gottheit.

Ein ungeheurer Strom interessirten Mitgefühls wurde zu Stande gebracht . . . .

Fortsetzung auf Seite 3.

Libertas.

Erscheint alle vierzehn Tage. Preis, Ein Dollar das Jahr; einzelne Nummern, 5 Cents.

BENJ. R. TUCKER, REDAKTEUR UND HERAUSGEBER.
GEORG SCHUMM, EMMA HELLER SCHUMM, } MITREDAKTEURE.

Verlagsdruckerei: 18 P. O. Square.
Postamtsadresse: LIBERTAS, P. O. Box No. 3366, Boston, Mass.

Entered as Second Class Mail Matter.

BOSTON, MASS., den 30. JUNI 1888.

„Durch Abschaffung der Rente und des Zinses, dieser letzten Spuren althergebrachter Sklaverei, beseitigt die Revolution mit Einem Schlag das Schwert des Henkers, das Siegel des Magistrats, den Knüppel des Polizisten, das Mass des Accise-einnehmers, das Radirmesser des Gerichtsschreibers, alle jene Insignien der Politik, welche die junge Freiheit unter ihren Tritten zermalmt." — PROUDHON.

☞ Die Veröffentlichung im editoriellen Teil von Artikeln über andern Unterschriften als die Initialen der Redaktion, bezeichnet, dass die Redaktion der Hauptsache und dem allgemeinen Tone nach dieselben billigt, obgleich sie sich nicht für jede Wendung und jedes Wort verantwortlich hält. Aber die Veröffentlichung von Artikeln von denselben oder andern Verfassern in andern Teilen des Blattes zeigt keineswegs an, dass sie dieselben irgendwie missbilligt, da solche Anordnung grossenteils Bequemlichkeitsrücksichten unterliegt.

Die Ofenhocker.

Die vorletzte Ausgabe des „Workmen's Advocate" veröffentlicht folgende Zuschrift aus Denver:

An den Workmen's Advocate:

O, welches Gefühl des Entzückens durchrieselte mich, als ich in der letzten Nummer von Liberty das Zwiegespräch zwischen Tucker und Fenno zu lesen begann. (Ego Tucker bedarf keiner Einführung, Fenno ist der Böse, der die Steuer zu kollektiren kam.) Meine Gedanken schweiften zurück in ein anderes Zeitalter und ein fernes Land. Ich gedachte John Hampdens, wie er sich weigerte, das Schiffsgeld zu zahlen. Ich hatte mich oft gefragt, wer wird der Führer sein im Kampfe des vierten Standes? wo ist der Mann mit dem Mut, sich der Unterdrückung zu widersetzen? Ich glaubte die Antwort gefunden zu haben. *Hier!* hier war der Mann, der für die Freiheit Alles aufs Spiel setzen wollte. *Und ob sie ihn auch tödtete, doch wollte er ihr vertrauen!*

Aber sachte; wie ich weiter lese, nimmt er einen grossen eisernen Dollar aus seiner Tasche und gibt ihn dem Söldling. O, der Schmach! Statt die Zahlung zu *verweigern*, erlaubt er sich, ein wenig zu schimpfen, — eine beliebte Kurzweil bei ihm. Er zahlt, und Alles ist vorbei. Unser Götze ist von Thon, und wir müssen uns nach einem andern Führer umsehen. Ist das was die Ego Anarchisten „passiven Widerstand" nennen? Wenn so, *ist* er gewiss passiv.

H. J. FRENCH.

Als ich jene Zwiegespräch mit dem Steuerkollektor veröffentlichte, sah ich voraus, dass es meine sozialistischen Kritiker zu derartigem Blech verleiten würde. Die Tatsache, dass ein zeitiger Rückzug oft vor einer Niederlage bewahrt, bewahrt den fliehenden Soldaten selten vor den Schmähungen der Ofenhocker. Gerade Diejenigen, die immer hubsch zu Hause bleiben, sind grosse Ruhmeshelden, sie lassen es aber immer gern geschehen, dass Andre ihn erringen. In den Augen des Friedensmannes ist der Mann, der Fersengeld gibt, niemals ein Held, obgleich er dem wahren Soldaten als der Mutigste der Mutigen erscheinen mag. Nachdem man eine Kritik, wie die des Herrn French gelesen hat, kann man wohl mit Wilfrid Scawen Blunt ausrufen: „Was die Menschen Mut nennen, ist das am wenigsten Edle, dessen sie sich rühmen." Nach meiner Ansicht gibt es keine erbärmlichere Feigheit, als diejenige des Mannes, der es nicht wagt, davon zu laufen. Denn er hat nicht den wahren Mut, dem Spuk der öffentlichen Meinung gegenüber, die zu verachten sein Geist sich noch nicht hinreichend emanzipirt hat, seinem eigenen Urteil zu folgen. In einer Lage, wo es aus der Wahl zwischen zwei Dilemmen hervorgehen muss, dass entweder die Narren einen Mann für einen Feigling oder die Weisen ihn für einen Narren halten werden, kann ich mir keinen möglichen Grund zur Unschlüssigkeit denken. Ich kenne meine Verhältnisse besser, als Herr French dieselben kennen kann, und ich erlaube ihm nicht, sich zu meinem Richter aufzuwerfen. Wenn es mir nach Ruhm verlangt, so weiss ich, wie ich denselben erlangen kann. Aber ich arbeite nicht um Ruhm. Gleich dem Ballspieler, der seine eigenen Nummern dem Erfolge seines Klubs opfert, „spiele ich für mein Gespann," — das heisst, ich arbeite für meine Sache. Und ich weiss, dass es im Ganzen genommen besser für meine Sache war, dass ich meine Steuer dieses Jahr zahlte, als wenn ich mich geweigert hätte, es zu tun. Ist das passiver Widerstand? fragt Herr French. Nein; es ist einfach ein Protest zum Zwecke der Propaganda. Die Anhänger des passiven Widerstands haben nicht weniger, als die Anhänger des aktiven Widerstands das Recht, den Moment des Widerstands selber zu wählen.

Ich bin weit davon entfernt, die Verdienste der Hampdens und der von der Menschheit verehrten Martyrer zu unterschätzen. Es gibt Zeiten, wo das von diesen Männern eingeschlagene Verfahren das denkbar beste ist, und dann gehören sie zu den Edelsten. Aber es gibt auch Zeiten, wo ein solches Verfahren der reinste Blödsinn wäre, und dann könnten vernünftige Menschen demselben keine Bewunderung zollen. Hat Herr French jemals von dem Angriff der „leichten Brigade" zu Balaklava gehört? Und erinnert er sich der Bemerkung des Kriegsmannes, der ein Zeuge dieser denkwürdigen, dieser glänzenden, dieser wahnsinnigen Tat war, die nichts Anderes bezweckte, als die Niedermetzelung eines halben Tausend Menschen: „Es ist brillant, aber es ist nicht Kriegsführung." Der Redakteur von Libertas führt Krieg.

Theorie und Praxis.

Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Ein Freund schreibt uns:

Ich lese Libertas regelmässig, muss aber gestehen, dass ich weiter davon entfernt bin, als je, ein Bekehrungskandidat zu sein. Ich glaube nicht, dass was in der Theorie wahr, in der Praxis anwendbar ist. Die aufs feinste ausgeführten Berechnungen in der Mathematik sind an und für sich richtig genug, — versuche sie praktisch anzuwenden, und die Feinheit geht verloren.

Nun, und was dann? Was ist der Schluss, den die Logik nicht nur unseres Freundes, sondern seiner unzähligen Glaubensgenossen aus dieser, der obigen Illustration entsprechenden Tatsache zu ziehen scheint? Dass wir der Mathematik den Rücken kehren und ihren Gesetzen zuwider unsere Vermessungen vornehmen, unsere Brücken bauen und unsere Maschinen konstruiren sollen; dass wir, weil es in der Praxis nicht möglich ist, zwei absolut parallele Linien zu ziehen, alle unsere Linien sich lieber gleich kreuzen lassen sollen; dass wir das Justiren und Poliren ganz unterlassen sollen, da das *perpetuum mobile* doch nicht dabei herauskommt? Nicht doch, es hat sich noch immer durch die Erfahrung erwiesen, dass in der angewandten Mathematik die grösste wissenschaftliche Genauigkeit die besten Erfolge erzielt, und dass ohne Richtscheit und Winkelmass selbst der einfachste Schuppen nicht hergestellt werden kann.

Aber die Menschen, die Menschen sind kein berechenbares Material. Es lässt sich einfach keine Theorie aufstellen, mit der Erwartung, dass die korrupten, schlechten, dummen und eigensinnigen Menschen derselben auch nur annähernd nahe kommen. So wenden mir der unbekehrbare Leser von Libertas und seine Genossen ein. Und nun stehe ich vor dem geflügelten Wort, das wie ein Kaltwasserguss das Feuer einer jeden idealen Bestrebung abzukühlen sucht: „Was in der Theorie wahr ist, ist nicht immer in der Praxis ausführbar." Doch ich will mich von dieser Fledermaus — ein Vogel ist es doch nicht —, die mir bei jedem Schritt, den ich aus meiner Klause wage, gegen den Kopf anprallt, nicht so leicht verblüffen lassen, und will erst einmal untersuchen, wie weit diese vielgepriesenen Flügel sie zu tragen im Stande sind.

Also wahr, richtig muss die Theorie doch sein, wenn sie überhaupt in Betracht kommen soll. Was aber macht die Wahrheit oder Richtigkeit einer Theorie aus? Doch nur die wissenschaftlich zu begründende Tatsache, auf der sie ruht.

Wenn der Grundsatz, dass der mit fünf gesunden Sinnen begabte Mensch nur in der Freiheit sich vollkommen entwickeln und glücklich fühlen kann — das ist die ganze dem Anarchismus zu Grunde liegende Theorie — richtig ist, so ist es auch wahr, dass nichts als die Freiheit im Stande ist, den Menschen zum Glücke zu führen, ebenso sehr, wie es wahr ist, dass nichts als die Befolgung der Gesetze unserer physischen Natur unser körperliches Wohlbefinden sichern kann. Wir mögen diese Gesetze noch nicht genau kennen, und diejenigen, die wir kennen, mögen wir unter Umständen nicht im Stande sein, zu befolgen, aber die Tatsache bleibt bestehen, dass wir uns weder vollkommener Gesundheit noch vollkommener Kraft erfreuen können, so lange wir in dieser Beziehung unwissend und unvermögend bleiben. Deshalb forschen auch Aerzte und Männer der Wissenschaft unermüdlich nach diesen Gesetzen und es fällt ihnen nicht ein, ihre Forschungen einzustellen, weil wir doch wahrscheinlich diese Gesetze, wenn sie aufgefunden sind, nicht *ganz genau* werden befolgen können, und den Laien fällt es nicht ein, ihre Bemühungen als nutzlos oder gar lächerlich und tollhäuslerisch hinzustellen.

Kommt es aber darauf an, die Gesetze der sozialen, geistigen und ethischen Gesundheit zu untersuchen, da wird es demselben Laien gleich angst und bange. Er fühlt, dass es ihm jetzt an seinen alten Schlendrian geht, dass er nicht mehr Gott einen guten Mann sein lassen kann ohne vorher seinen Charakter einer Untersuchung unterworfen zu haben, dass er an Alles einen neuen Massstab anlegen muss, an sein eigenes Gewissen, an sein Familien- und Geschäftsleben, an Staat und Gesellschaft, dass er, falls er die neue Lehre annimmt, sich gleich der ganzen denkfaulen, gewohnheitsduseligen Welt feindlich gegenüber stellen muss. Ich spreche jetzt nicht von dem Gegner, der sich aus wohldurchdachter Ueberzeugung oder aus Dummheit voll und ganz auf den Standpunkt stellt, dass unser Prinzip falsch ist, sondern von dem, der den Berg von Hindernissen und mühseliger geistiger Arbeit, die sich ihm bei dieser Frage in den Weg stellen, durch die bequeme Ausrede zu umgehen sucht: in der Theorie ist das Ding ganz richtig, aber praktisch unausführbar. Ist das Unehrlichkeit oder Dummheit?

Es ist entweder das Eine oder das Andere. Kein wahrhaft intelligenter Mensch kann der Konsequenz entgehen, dass was im Prinzip wirklich richtig, das heisst, kein blosses Hirngespinst oder phantastischer Traum ist, auch praktische Berücksichtigung finden *muss*, und in demselben Grade, in dem es vernachlässigt und vergewaltigt wird, Schaden und Leiden, Verlust und Unglück nach sich ziehen wird. Ein richtiges Prinzip ist sozusagen ein Naturgesetz und unerbittlich wie ein Naturgesetz. Es verlangt Gehorsam gleich einem Naturgesetz und bestraft jede Uebertretung wie die Natur sie bestraft. Pflanze die Eichel in eine Vase, die Vase zerspringt und die Pflanze verdirbt; pflanze sie in einen grossen Kübel, und das kleine Bäumchen ist ein elendes Exemplar im Vergleich mit dem Riesen auf der Wiese, der manches Menschenalter hindurch Wind und Wetter trotzt. Stecke das junge Mädchen in ein Kloster und mache eine Nonne aus ihr, du erzielst ein verkümmertes Dasein, das nie zur vollen Blüte gelangt. Die Menschen, wie sie sind, unedel, unzuverlässig, unschön an Leib und Seele, „nicht wert, dass man sich für sie opfert," im Kampf ums Dasein entweder zu Blutsaugern oder zu elenden, ausgesaugten Krüppeln geworden, sind ein sprechendes Beispiel des Ungehorsams gegen ein richtiges Prinzip. Wir mögen geistig unfähig sein, dies zu verstehen, wir mögen die grossen Miseren der Welt nicht kennen, oder sie andern Ursachen zuschreiben, was soll aber dann das alberne Geschwätz von der Richtigkeit einer Theorie, die man nicht einmal als richtig anerkennt? Ist das nicht dumm und unehrlich zugleich?

Wer aber vorgibt, zu verstehen, um was es sich handelt, und demzufolge die Richtigkeit aber Unausführbarkeit der Theorie postulirt, der versteht entweder doch nicht, wovon er spricht, und sein unlogischer Geist zwingt uns keine Achtung ab, oder aber er versteht es und fürchtet sich vor den Konsequenzen, vor den etwaigen persönlichen Gefahren und Unbequemlichkeiten, die ihm aus einem offenen Bekenntniss erwachsen möchten. Er ist unehrlich, feige und verächtlich.

E. H. S.

Herr Louis Prang von Boston bricht in einem wohldurchdachten Artikel im „American Lithographer and Printer" eine Lanze für Freihandel. Sehr richtig finde ich es, dass er Protektion im Sinne des Staatssozialismus auffasst und verwirft. Aber wie Protektion auf den Staatssozialismus hinausläuft, so führt der konsequent durchgeführte Freihandel zum Anarchismus. Herr Prang sagt das nicht, aber ich vermute, dass er es versteht. Die meisten Freihändler verstehen es aber nicht.

Die freie Konkurrenz.

Das zweite Wort der Staatssozialisten ist stets ein Verdammungsurteil über die freie Konkurrenz. Der schrankenlosen, freien Konkurrenz, wie sie das Ding auch nennen, wird ohne weiteres Forschen die Schuld für die herrschende Misere in die Schuhe geschoben. Für alle die sozialen Uebelstände, über welche gerechter und erfreulicher Weise immer lautere Beschwerde geführt wird, machen die Anhänger des Staatssozialismus die freie Konkurrenz verantwortlich. Es fällt ihnen nicht ein, einmal zu untersuchen, ob es auch wirklich auf dem Gebiet der Industrie im wahren Sinne des Worts eine freie Konkurrenz gebe. Vergebens verweist man sie auf die Tatsache, dass die Konkurrenz nicht eigentlich eine freie ist, dass also die gegen sie erhobenen Anklagen nicht die freie Konkurrenz treffen, und dass es vielmehr eine unfreie Konkurrenz ist, aus welcher die heutigen sozialen Uebelstände entspringen. Vergebens hält man ihnen vor, dass Bodenrente, Kapitalzins und Profit, diese Hauptformen des an der Arbeit verübten Raubs, gerade auf die gesetzliche Beschränkung und Unterdrückung der freien Konkurrenz zurückzuführen sind, und dass unter dem Walten wahrhaft freier Konkurrenz diese Ausbeutungsformen sich nicht erhalten könnten und die Arbeit in den Besitz ihres vollen Ertrags gelangen würde. Es nutzt Alles Nichts, die Staatssozialisten halten eigensinnig an der einmal angenommenen Ansicht fest. Vielleicht kann ich den Staatssozialisten gegenüber die Ansicht, welche die freie Konkurrenz mit der Herausbildung und dem Fortbestand der heutigen misslichen Eigentumsverhältnisse belastet, auf keine wirksamere Weise widerlegen, als durch das nachfolgende Zitat aus einer Rede Lassalles:

Rodbertus hat Sie darauf hingewiesen; wie sind die jetzigen Besitzverhältnisse entstanden? Haben dieselben unter der Herrschaft der freien Konkurrenz begonnen? Sind die Grundsätze der heutigen Vermögensverhältnisse durch die freie industrielle Arbeit gelegt? Sie sind vielmehr das Produkt einer Vergangenheit von zwei Jahrtausenden. Diese haben die Grundlage gelegt für die heutigen Verhältnisse des Besitzes. In diesen zweitausend Jahren war erst Sklaverei, dann Leibeigenschaft, dann Hörigkeit und daneben Zunftzwang. Das sind Alles *Staatsinstitutionen* gewesen, *ganz positive Staatseinrichtungen*. Unter diesen Einrichtungen und durch diese *gezwungen* haben Sie, resp. Ihre Vorfahren, als Sklaven, als Leibeigene, als zünftige Lehrlinge und Gesellen für die jetzigen besitzenden Klassen das Vermögen produzirt, das sie nun haben. Kam endlich die französische Revolution und proklamirte die Rechtsfreiheit und die freie Konkurrenz: aber natürlich behielten die Besitzenden das Vermögen, die Waffen, die Sie ihnen geschmiedet, und erlauben Ihnen nun, unbewaffnet, mit Ihren Nägeln und Zähnen in den Wettkampf, in die freie Konkurrenz mit eben den Kapitalien und Maschinen einzutreten, die Sie durch so viele Jahrhunderte hindurch für jene erarbeitet haben.

Aus diesem Zitat geht deutlich hervor, dass Lassalle nicht die freie Konkurrenz für die herrschenden ungleichen und ungerechten Eigentumsverhältnisse verantwortlich machte, sondern den Staat mit seinen gewaltsamen Eingriffen in das Erwerbsleben der Menschen. Daraus ergibt sich für den logischen Geist von selber die Forderung nach der Elimination des Staats aus dem Industrieleben des Volks und der Herstellung wirklich freier Konkurrenz.

Aber weil es nach der Meinung der Staatssozialisten nichts Gutes mit der freien Konkurrenz auf sich hat, weil sie nach ihrer Behauptung die Gütererzeugung und -Verteilung nicht in Gemässheit mit dem Begriff der Gerechtigkeit zu regeln vermag, weisen sie die Aufgabe dieser Regulirung dem Staate zu. Als ob der Staat dies vermöchte! Der durch diese Forderung bekundete sozialistische Staatsbegriff entspricht genau dem Gottesbegriff des religiösen Glaubens. Ohne einen Gott kann sich der religiöse Mensch das Weltall gar nicht vorstellen. Aehnlich ergeht es dem Staatssozialisten im Hinblick auf die Volkswirtschaft. Ohne den Staat würde sich nach seiner Behauptung der industrielle Verkehr des Volks in die hellste Unordnung auflösen.

Nun, wir haben ja den Staat, und man siehts täglich wie es um die Ordnung bestellt ist.

Nein, wir brauchen keinen Staat, um auf dem Gebiet des Erwerbslebens Ordnung herzustellen und zu erhalten. Was wir brauchen, ist mehr Freiheit, wirkliche, durchgreifende freie Konkurrenz. Eine ideale Ordnung wird es nie geben, aber ich hege die feste Ueberzeugung, dass sich die grösstmögliche Annäherung an dieselbe aus dem freien Walten der natürlichen, durch keine staatlichen Zwangsmassregeln behinderten Gesetze des menschlichen Zusammenlebens und Verkehrs herausbilden wird. Die herrschende schreiende Unordnung ist nicht die Folge der freien Konkurrenz, noch wird sie durch dieselbe aufrecht erhalten; diese Unordnung ist vielmehr eine Schöpfung des Monopols, des Staats.

Nieder mit dem Monopol! Es lebe die Konkurrenz, aber die freie Konkurrenz! G. S.

Eine Exkursion nach Plymouth Rock.

Wenige Städte haben eine schönere Umgebung als Boston und Boston selber ist nicht ohne grossen Reiz. Ueberall kommt die Natur dem Gemüt und der Phantasie des Menschen entgegen. Alles ladet zu heitern Lebensgenuss ein. Was einzig dazu erforderlich ist, ist eine unbefangene und freie Auffassung der Natur und des Lebens. Nirgends könnten sich freie Menschen mehr des Daseins freuen, als hier. Aber gerade das fehlt: freie Menschen, das Vorherrschen einer unbefangenen und natürlichen Welt- und Lebensanschauung. Infolge dessen hat das Leben in Neu-England einen düstern Anstrich. Der Einladung der Natur, an den Sonntagen hinaus ins Freie zu ziehen, Gram und Sorge und Armut an die Seite zu schieben, und bei Wein und Bier und freudvollem Tanz und Spiel mit den F[illegible] en sich zu freuen, darf man hier nur auf die Gefahr hin zu folgen wagen, mit dem Polizeistock und dem Gerichtshof in Berührung zu kommen. Der freie, frohe Lebensgenuss ist gesetzlich untersagt. Der fromme Puritaner könnte sich beim Anblick fröhlicher Feste die Augen verrenken.

Aber die Menschen wissen sich zu helfen. Wie "Mein Onkel Benjamin" bemerkt, verkehrt die Fröhlichkeit immer mit der Knechtschaft; "das Volk trug Ketten, aber es tanzte darin, und wenn sie rasselten, so klang es wie Kastagnetten." Wenn man auf dem Lande nicht seine Feste feiern und der Freude leben darf, so wehrts Einem doch Niemand auf der See. Zwar wurde s. Z. der Menschenhandel auf der See durch die Gesetze des Landes als Kapitalverbrechen behandelt, (während sie ihn auf dem Boden der Republik beinahe ein Jahrhundert lang als ein heiliges Recht beschützten,) und ein heidnischer Lebensgenuss ist im Auge des christlichen Gesetzes kaum ein geringeres Verbrechen als der Menschenhandel. Daraus könnte man schliessen, dass heidnischer Lebensgenuss auch auf der See wie ein Verbrechen behandelt würde, zumal ihm auf dem Lande keine so liebevolle Fürsorge zu Teil wird, wie einst dem Menschenhandel. Das ist aber nicht der Fall. Wenn das Gesetz auch auf dem Lande das Heidentum lieber gleich mit Stumpf und Stiel ausrotten möchte, so gibt es demselben doch auf dem Meere die Zolle frei. So recht eigentlich das Sinnbild der Freiheit, ladet die See zudem zu heiterm Lebensgenuss geradezu ein. Diesen Umstand machten sich die Bostoner Turner am letzten Sonntag zu Nutze, indem sie für die Gelegenheit ein Dampfboot mieteten und eine Exkursion nach Plymouth Rock veranstalteten.

Stark besetzt, und reichlich mit den Gaben des Bacchus und Gambrinus versehen, verliess das Boot "Nantasket" präcis zehn Uhr Vormittags unter den erhebenden Klängen der Musik das Werft. Alles strahlte von Freude. Und immer lustiger wurde es, je weiter wir uns von den Marken des Gesetzes entfernten und mutig hinausstiessen auf das freie, herrenlose Gebiet des wild dahinwogenden Meeres. Der Anblick des ungebundenen und doch massvollen Verkehrs der Menschen an Bord des "Nantasket" liess eine Ahnung des Lebens aufsteigen, wie es sich einst unter der Freiheit gestalten wird. Hier wurde allerdings nur der freie Sonntag und die Freiheit Gambrins gefeiert. Es war das keine segelnde Republik, wie sie Garibaldi vorgeschwebt hatte, immer bereit, da zu landen, wo es für die Freiheit zu kämpfen gelten würde. Die Betrachtung, dass sich die Turner, wie überhaupt das freisinnige Deutschtum, nicht für die ganze und allseitige Freiheit zu begeistern vermögen, wirkt ernüchternd. Auch wir Anarchisten sind willens, für den freien Sonntag und für die Freiheit Gambrinus zu Felde zu ziehen, aber unsere Freiheitsliebe findet nicht hier ihre Grenze. Wir erheben die ganze und allseitige Freiheit auf unseren Schild. Ich habe Männer kennen gelernt, die bereit gewesen waren, für die Trinkfreiheit ihr Leben einzusetzen, die sich aber allen darüber hinauszielenden Freiheitsbestrebungen gegenüber entschieden feindlich verhielten. Die Münchener machen Revolution, wenn eine neue Steuer vom Bier erhoben werden soll, aber ich habe noch nicht gehört, dass sie für die Befreiung der Arbeit von der erdrückenden Last gesetzlicher Privilegien auch nur den kleinen Finger gerührt haben. Bei derartigen Betrachtungen kommt mir immer das Wort Heinzens in den Sinn: "Nieder mit dem Bier, solange es nicht heisst, hoch die Idee!"

Nach einer nahezu vierstündigen Fahrt langten wir in Plymouth Rock an. Die Stunde, die uns zum Aufenthalte daselbst gewährt war, wurde zur Aufsuchung der reichlich vorhandenen geschichtlichen Denkmäler benutzt. Hier landeten bekanntlich im Winter des Jahres 1620 jene Pilgrime, die auf der "Mayflower" ein Reich suchten, das nicht von dieser Welt war, das Reich der Gedanken- und Gewissensfreiheit. Ihrer Gesinnungen wegen im alten Vaterlande verketzert und verfolgt, unterzogen sie sich selbstvertrauend und hoffnungsvoll den Entbehrungen und Mühseligkeiten, welche die Gründung eines freien Gemeinwesens in dem neuen Weltteil damals mit sich brachte. Anders als die Abenteurer, die sich auf die Jagd nach Gold begaben, waren diese Menschen ausgezogen, um einen Fleck Erde zu suchen, auf dem sie frei und sorglos ihrem besseren Selbste leben konnten. Leider vergassen sie später, als sie die Freiheit für sich errungen hatten, die Segnungen derselben auch den ihrem engern Kreise fernstehenden Menschen zu Teil werden zu lassen. Ja, aus Verfolgten wurden sie selber zu Verfolgern. Das gilt namentlich von den Puritanern, die sehr bald nach der Niederlassung der Pilgrime auf Plymouth Rock von England herüberkamen und neue Ansiedlungen gründeten. Indem ich aber im Geiste durch die Zeiten zu ihnen hinüberschweifte, entdeckte ich immerhin manche Berührungspunkte und Vieles, das mich sympathisch ansprach; wenn nicht die Gesammtheit, so doch bemerkenswerte Einzelheiten, welche auf das wahrhaft Grosse hinwiesen. Auch konnte ich, der ich mit meinen Gesinnungsgenossen selber in eine neue Welt gezogen bin, in die Welt des Anarchismus, mir einigermassen das harte und beschwerliche Leben mit seinen unendlichen Kämpfen und Sorgen vergegenwärtigen und würdigen, welches hier das Loos der Pilgrime und Puritaner wurde. Haben wir doch ähnliche Pioniersarbeiten zu verrichten. Und obgleich der Felsen von Plymouth, wie ein deutsch-amerikanischer Dichter singt, noch keine goldnen Früchte getragen hat, so fand ich es doch schön und passend, dass ein "dankbares Volk" auf einem auf einer Anhöhe errichteten, noch unvollendeten Monument im Namen "der religiösen und bürgerlichen Freiheit" das Gedächtniss dieser Pioniere feiert, aber es erschien mir als eine traurige Illustration zu dieser Freiheit, "Pilgrim Hall" mit ihren Sehenswürdigkeiten am Sonntage geschlossen zu finden. Mit grossem Interesse las ich auf einem Steine den Wortlaut des Vertrags, wonach die Passagiere an Bord der "Mayflower" sich vereinbarten, auf dem neuen Grund und Boden ein freies, auf "gleichen und gerechten Gesetzen" beruhendes Gemeinwesen zu gründen; es erweckte aber eine tiefe Wehmut in meiner Brust, als ich weiter las, dass dieser Vertrag am 11. November 1620 ausgefertigt und unterzeichnet wurde und sich mir die Betrachtung aufdrängte, dass die hier geborene Freiheit an einem andren 11. November in Chicago erwürgt und zu Grabe getragen wurde.

Weitere Betrachtungen überlasse ich dem Leser. Hier nur noch die Frage: werden die Menschen ewig um die Freiheit kämpfen, nur um sie nach errungnem Sieg wieder zu zertreten? Heinzen verglich einmal die Freiheit mit dem Meer. Aller Unrat und aller Schmutz der Welt wird dem Meere zugeführt, aber mit selbstreinigender Kraft erhält es sich ewig frisch und klar und rein. Wird die Erkenntniss niemals tagen, dass auch die Freiheit ihrem innersten Wesen gemäss mit selbstreinigender Kraft alle schmutzigen, unsittlichen und feindlichen Elemente der Gesellschaft unerbittlich ausscheidet und nur das Reine, Gesunde und Starke duldet? Nur an diese Erkenntniss knüpfe ich meine Hoffnungen für die Freiheit. G. S.

Fortsetzung von Seite 3.

für wen? Für M. Berville. Und Jedermann sprach seiner Zeitung nach: "Der arme Mann!" Was die Wittwe anbetraf, nach ihr wurde nicht mehr gefragt: man überliess sie ihrem Schicksal. Sie hatte keine Aktieninhaber, keinen Menschen, der sich um ihr Wohlergehen bekümmerte.

Was ist dem Volk der Ruin einer Frau? Der eines Bankiers ist eine ganz andre Sache.

Die Hauptgläubiger und Aktieninhaber der Bervilleschen Bank gestatteten eine Erneuerung ihrer Ansprüche auf vierzehn Tage und ermöglichten auf diese Weise eine entsprechende Hinausschiebung des Verfallstermins, das Ende des Monats. Dieses Zeichen des Vertrauens und der Einsicht füllte zwar die leere Kasse nicht; aber es gab M. Berville wenigstens eine kurze Rast, ehe der unvermeidliche Krach kam, der ihn am fünfzehnten des Monats, dem Tage der Abrechnung der wohlhabenden Klasse und dem Ende des ihm gewährten Aufschubs, erwartete.

Der Tag der Abrechnung der Armen, der kleine Miethstag, wie er verächtlich von den Hausbesitzern genannt wurde, war auch vor der Thüre, ohne Aussicht auf Schonung. Die Pfandhäuser waren in Folge dessen niemals leer. Das Centralbureau in der Rue des Blancs-Manteaux war von früh bis spät gefüllt. Die ganze arbeitende und folglich bedürftige Bevölkerung von Paris kam zu diesem Altar der heiligen Not, um in dem Hauptquartier des philanthropischen und offiziellen Wuchers ihre ärmlichen Opfergaben darzubringen.

Eine in Schwarz gekleidete Frau bahnte sich ihren Weg in das Bureau der Verpfändung und Einlösung.

Unentschlossen oder verschämt betrachtete sie einen Augenblick den ununterbrochenen und bunten Zug, teils lächerlich, teils mitleiderregend, der Ein- und Ausgehenden. Sie bemerkte nicht den Mann in einer Blouse, der hinter ihr eingetreten war und im Verborgenen auf einer Bank in einer dunklen Ecke sass.

Fortsetzung folgt.

Eine Replik an Victor.

"Unabhängige Männer und Frauen, in unabhängigen Häuslichkeiten ein getrenntes und unabhängiges Leben führend, mit der vollen Freiheit, Verhältnisse einzugehen und zu lösen, wie mit vollkommen gleichen Gelegenheiten auf Glückseligkeit, Entwicklung und Liebe." Ich lasse das Wort "Rechten" weg, zweifelhaft ob ich mich desselben ohne Gefahr, missverstanden zu werden, bedienen kann. Vielleicht gelingt es mir auch, gänzlich ohne dasselbe fertig zu werden. Dieses Ideal, so formulirt, hat einen Reiz für mich und ist in vollkommener Uebereinstimmung mit derjenigen Lebensführung, welche meinem Dafürhalten gemäss menschliches Glück am meisten zu fördern geeignet ist.

Ich bin nicht sicher, dass ich Victors Stellung zu der Frage von der in der Familie der Zukunft wünschenswerten Kinderzahl genau verstehe. Dies erscheint mir jedoch als ein so wesentliches Moment in der Erörterung des sozialen Problems der Zukunft, dass es gleich von vorn herein berücksichtigt werden muss. Wenn das höchste Glück einzig dadurch zu sichern ist, dass man den "natürlichen" geschlechtlichen Regungen ohne Rücksichtnahme auf irgend welche andre Freuden, welchen man zu Gunsten der erstern entsagt, frei die Zügel schiessen lässt, dann kann ich nur zugeben, dass die ewige Abhängigkeit der Frau vom Mann ein unvermeidliches Uebel zu sein scheint. Welche Form die neue Organisation der Gesellschaft auch annehmen mag, es ist nicht wahrscheinlich, dass man in derselben "seinen Kuchen essen und doch noch haben kann." Und der "gewissen Periode," in welcher Victor zufolge "der Wechsel nur ein temporäres Bedürfniss ist," ein ziemlich weites Feld einräumend, ist die Annahme nicht ungerechtfertigt, dass nach seiner Lebenstheorie ein jeder Apollo seine Venus auffinden wird, ehe sie über das fünfundzwanzigste Lebensjahr hinaus ist. Sie hat zwanzig Jahre der Fruchtbarkeit vor sich, und die einfache Befriedigung eines keineswegs anormalen Geschlechtstriebs könnte für sie die Geburt von zehn Kindern zur Folge haben. Während zwanzig Jahren ihres Lebens wird sie diese Kinder getragen, geboren und gesäugt haben. Und doch involvirt sein Plan, dass sie während dieser Zeit, wo sie, wie er behauptet, "auf fremde Pflege, Hülfe und Dienste angewiesen und folglich unfähig ist, für sich selber zu sorgen," nichtsdestoweniger "die Kinder erziehe und ihren Geliebten mit Komfort umgebe"! Es dünkt mir, wenn ich ihn nicht missverstanden habe, dass er diese Angelegenheit vom Standpunkt eines Mannes aufgefasst hat.

Aber ich sehe nicht ein, warum wir dem Geschlechtstrieb blindlings folgen sollen. Unser ganzes Leben ist ein Verzichtleisten auf das, was wir zu tun geneigt sind, um künftiges Glück zu erzielen oder künftiges Unglück zu verhüten. Ich esse nicht jedes Mal, wenn ich ein appetitliches Gericht vor mir sehe; ich vermeide es, im Zug zu sitzen und Eiswasser zu trinken, wenn ich erhitzt bin; ich stehe manchmal auf, wenn ich noch schläfrig bin; und ich bleibe nicht lange genug im Ozean, um eine Erkältung zu riskiren. Und ich weiss, dass die Folgen der ungezügelten Befriedigung des Geschlechtstriebs ernstlicherer Natur sind als irgend welche andere.

Ich mag das Walten der Natur in mancher Hinsicht als äusserst verschwenderisch und plump ansehen, und ich mag glauben, dass wenn ich die Welt zu erschaffen gehabt, ich sie anders eingerichtet haben würde; dass ich als unsere einfachen, spontanen, ersten und tiefgefühltesten Regungen diejenigen gemacht hätte, welche, wenn blindlings befolgt, zum denkbar höchsten Glücke führen würden. Aber die Natur und die Gesetze des Universums wie unsres eignen Wesens sind Tatsachen, die wir nicht ändern können. Wir können weiter nichts tun, als uns denselben anzupassen befleissigen. "Wenn Gott existirt, ist er des Menschen Feind," zumal derjenige der Frau. Da es für mich aus dieser Folgerung kein Entrinnen gibt, behandle ich die Natur nicht mehr als meine Freundin, wenn sie mich verrät. Ich bestehe nicht einmal darauf, alle Experimente selbst zu probiren. Wenn dieselben zu kostspielig sind, begnüge ich mich zuweilen damit, mir die Erfahrungen Andrer zu Nutze zu machen. Nun ist für die Frau das Kindergebähren die Folge der einfachen Befriedigung des Geschlechtstriebs. Das bedeutet, dass sie ihr Leben aufs Spiel setzt. Es schliesst auch in sich das Ertragen von sehr intensivem Leiden, solch tiefem Leiden, wie sie es vorher sich zu vergegenwärtigen nie im Stande war. In der künftigen Gesellschaft, glaube ich, wird dies jedem Mädchen gelehrt werden. Dennoch glaube ich aber, dass es immer noch Kinder in der Welt geben wird. Ich glaube, es ist nicht unmöglich, dass nachdem die Frau das Kindergebähren nicht mehr als eine Pflicht oder als eine Sklavenarbeit im Dienste ihres Herrn betrachtet, sie es als das grösste Vorrecht, das ihr das Leben bieten kann, ansehen wird. Und ist ihr Anrecht auf dieses Kind, das ihr soviel gekostet hat, einmal von allen Männern und Frauen anerkannt, sollte es da nicht möglich sein, dass sie diesem Luxus den Vorzug vor anderen "Gelegenheiten" gebe? Eine Frau wird die Kinder dann nicht mehr als eine mehr oder weniger unglückliche Folge der Befriedigung eines starken Triebes betrachten, sondern als ein Glück, — ja, das grösste Glück im Leben für eine Frau mit dem mütterlichen Instinkt, — das mit vollem Zweckbewusstsein und sorgfältiger Wahl, mit vollem Verständniss dessen, auf was um seinetwillen entsagt werden muss, zu erreichen ist. Victor hat es mir nicht klar gemacht, dass die Frau, welche diesen Beruf wählt, den Kürzern ziehen wird. Es hält schwer, festzustellen, welch andre Entwicklung oder welch andrer Genuss der Frau das volle Mass der Entschädigung bieten würde für den Verlust dieser Möglichkeit.

Aber ich gebe nicht zu, dass sie notwendigerweise ihre Unabhängigkeit opfern muss, um dieses Ziel zu erreichen. Unter normalen Verhältnissen ist eine Frau während ihrer Schwangerschaft für produktive Arbeit durchaus nicht untauglich. Es wäre ein Ausnahmsfall, in welchem sie nicht die zu ihrem Unterhalt nötige dreistündige tägliche Arbeit zu verrichten im Stande wäre. Das wäre eine Zugabe von einer Stunde zu der Grenze, welche in "Science of Society" gesetzt ist; Herr Andrews behauptet dort, dass eine zweistündige tägliche Arbeit mehr als genüge, um jedes Individuum bei durchschnittlichem Komfort zu erhalten. Ich gebe nicht einmal zu, dass die Frau "einige Zeit vor und lange Zeit nach der Geburt eines Kindes auf den Mann angewiesen ist, den sie zum Vater ihres Kindes gemacht hat." Es ist einfach nötig, dass sie die Bedienung und Hülfe von irgend Jemand habe. Es ist sogar unmöglich, dass er ihr die wahre Sympathie geben kann, welche gerade dem Verständniss dieses Zustandes entspricht. Ich meine, es muss die Erfahrung einer jeden Mutter sein, dass wie zärtlich auch immer ihr Mann sie verpflegt haben mag, doch nur eine andere Mutter sie verstehen konnte oder verstand, und dass seine ganze ihr dargebrachte Sympathie im Grunde nur Mitleid war.

Nach der Geburt eines Kindes mag eine Frau zwei Monate hindurch für jedwede produktive Arbeit untauglich sein. Wir müssen zu der Liste der Auslagen noch die Belohnung einer Wärterin und das Honorar des Arztes rechnen. Während weiteren sieben Monaten wird sie ihr Kind säugen und vielleicht keine andere Arbeit verrichten, als die unmittelbare Pflege desselben bedingt. Ich nehme dies an mehr aus dem Verlangen, die vom Kindergebähren benötigten Auslagen nicht zu unterschätzen, als aus Ueberzeugung, dass dies der rechte Weg ist. Unter fortschrictlichen Leuten ist die Ansicht weit verbreitet, dass eine Frau während der Schwangerschaft und der Säugungsperiode durchaus weiter nichts tun solle, als mit gefalteten Händen schöne Bilder zu betrachten und schöne Musik anzuhören. Doch ich halte dies grossenteils für reaktionär. Das Pendel hat sich ganz überschlagen. Es ist gleichbedeutend mit: "Frauen haben zu viel getan, deshalb sollen sie gar nichts tun."

Es scheint mir mit Sicherheit angenommen werden zu können, dass die Versorgung eines Kindes während der ersten zehn Jahre seines Lebens nicht mehr als halb so viel kostet wie die Versorgung eines Erwachsenen. Das heisst, eine Frau wird zehn Jahre hindurch vier und eine halbe statt drei Stunden täglich arbeiten müssen, um jedes Kind zu versorgen. Und sie muss im Voraus genug Geld für die angedeuteten Geburtsunkosten gespart haben. Nach zehn Jahren kann sich in der neuen ökonomischen Ordnung ein Kind selbst versorgen.

Ich verstehe nicht, wie all Dies irgend Jemand als unmöglich, wenn nicht gar als unerwünscht erscheinen kann. Wenn die Säugungsperiode vorüber ist, geht die Mutter ihrer vier und ein halb ständigen täglichen Arbeit nach, ihr Kind während dieser Zeit der Pflege Anderer überlassend. Diese mögen Freunde sein, welche die Pflege übernehmen, weil sie ihnen ein Vergnügen und eine Erholung bietet. Oder in Ermanglung solcher Freunde mögen es einfach zuverlässige Leute sein, welche zwar nicht eine Erholung, wohl aber eine angenehme Beschäftigung darin finden, wofür sie eine angemessene Vergütung erhalten. Ich bin es fast überzeugt, dass viele Frauen gegen diesen Punkt im Geiste Einwendungen erheben werden. Sie werden sagen, eine wahre Mutter wird nie ein kleines Kind verlassen. Aber ich bin fast ebenso überzeugt, dass jede Mutter, die durchaus ehrlich gegen sich selbst ist, zugeben wird, dass es für sie wie für ihr Kind besser gewesen wäre, wenn sie es täglich ein paar Stunden in zuverlässigen Händen hätte zurücklassen können.

Victors Plan bedingt die Erziehung der Kinder durch die Mutter und ich bin überzeugt, dass er sehr positiv die Ansicht vertritt, dass jede wahre Mutter ihre Kinder selbst erziehen möchte, und dass dies ihr sehnlichster Wunsch ist. Ich bin diesbezüglich nicht so zuversichtlich. Ich kann höchstens zugeben, dass es ihr höchster Wunsch sein mag, ihre Kinder wohl erzogen zu sehen. Aber die ideale Mutter, die meinem Geiste vorschwebt, ist diejenige, deren sehnlichster Wunsch sich darin offenbart, die innigste, teuerste, beste Freundin ihrer Kinder zu sein; dass dieselben während ihres ganzen Lebens in jeder Not und mit jedem Kummer sich zuerst an sie wenden mögen mit der beglückenden Ruhe jener Zuversicht, welche nur dadurch entsteht, dass sie sich nie umsonst an sie gewendet haben. Und ich halte dafür, dass eine Frau in dem spätern Leben des Kindes nicht in diesem schönsten und innigsten Verhältniss zu demselben stehen kann, wenn sie sich während dessen ganzer Kindheit in dem Versuch aufgeopfert hat, dessen einzige Erzieherin zu sein. Wenn für jede Stunde der Ruhe, welche das Kind geniesst, die Arme der Mutter schmerzen müssen, wenn das müde, stumpfe Hirn sich quälen und anstrengen muss, um jede, jede der eifrigen, sorglosen Fragen, die so leicht zu stellen und so schwer zu beantworten sind, zu beantworten, — dann bleibt keine Kraft mehr übrig für Sympathie mit dem jungen, gesunden, frisch aufblühenden Leben. Und die Mutter, welche infolge der ersten langen innigen Verbindung mit dem kleinen Lebewesen wie infolge alles Dessen, was dieses Wesen von ihrer eigenen Natur geerbt hat, in einem besondren, eigentümlichen Verhältniss zu dem kleinen wachsenden Individuum stehen könnte, ist oft tatsächlich weiter von demselben entfernt, als irgend sonst ein Freund. Und ich glaube, es ist eine Wahrheit, welcher viele, vielleicht die meisten Leute im Stillen beipflichten werden, dass wenn der Ernst, die Krisen des Lebens herankommen, die Sympathie der Mutter, so sehr dieselbe sich sehnen mag, zu helfen, so sehr sie ihr Kind für allen den Schmerz, den es zu tragen hat, bedauern mag, doch nicht die Sympathie ist, die allein Wert hat — die Sympathie eines *verständnissvollen* Herzens.

Obgleich in gewissem Sinne die Erziehung mit der Geburt anfängt, können wir hier sagen, dass sie mit des Kindes ersten Fragen beginnt, und um ihm von dieser Zeit ab die bestmögliche Entwicklung zu sichern, sollte ihm die Hülfe wirklicher Erzieher zu Teil werden. Nun werden aber wirkliche Erzieher geboren, nicht gemacht. Und nur wenige werden geboren. Gesunde, starke und schöne Kinder zur Welt zu bringen schliesst nicht auch die Fähigkeit in sich, dieselben zu erziehen. Ich sage nicht, dass irgend eine Mutter nicht im Stande sein könnte, die Fragen eines Kindes auf irgend eine Weise zu beantworten, aber sie der Wahrheit gemäss und in einer Weise, welche dem eben erwachenden Verständniss des Kindes angepasst ist, zu beantworten, ist eine andre Sache. Und das ist Erziehung. Es ist eine wohlbegründete Ansicht der fortgeschrittensten Köpfe, dass die tüchtigsten Lehrer im Kindergarten benötigt sind. Aeltere Kinder können schon eher die allerbeste Leitung entbehren. Aber diese Ansicht ist eine neue, keine alte Idee; ein Produkt der Evolution. Ein noch späteres Produkt, glaube ich, wird die Erkenntniss sein, dass die besten Lehrer zur Beantwortung der ersten Fragen eines Kindes nötig sind, und dass von der Mutter irgend eines speziellen Kindes die für diese Aufgabe erforderlichen Eigenschaften so wenig vorausgesezt werden können wie die Befähigung, höhere Mathematik zu doziren.

Die Ansicht wird zuweilen ausgesprochen, dass es hart und ungerecht sei, dass eine Mutter die Kosten für den Unterhalt ihrer Kinder allein tragen solle. Ich vermute, das kommt daher, dass in dem bisherigen Familienleben, ausser wo die Mutter eine Wittwe war, sie sich niemals klar darüber wurde, was es hiess, die Dinge zu besitzen, die sie anschaffte. Infolge dessen können sich die Wenigsten einen Begriff von dem Lohne machen, der ihr zu Teil werden könnte. Das Höchste, was eine Frau unter den heutigen Einrichtungen erwarten kann, ist, dass der Vater von den Geschäften ausserhalb der Familie so in Anspruch genommen werden wird, um die Kontrole der Kinder ihr gerne zu überlassen. Aber der Umstand, dass er der Vater ist und für den Unterhalt der Familie sorgt, lässt in ihm keinen Zweifel über sein Recht der Einmischung aufkommen. Die Wehen, die sie bei der Kinderzeugung erduldet, sind Kosten, die er niemals berechnen kann. Selbst wenn er das Leiden einmal mit angesehen und infolge dessen einen solch tiefen Eindruck davongetragen hat, um seine Frau niemals wieder einer solchen Möglichkeit auszusetzen, so betrachtet er es doch nicht, als ob es ihr ein Recht auf irgend Etwas gebe.

Nun erachte ich es nicht als einen Segen für eine Frau, Kinder zu gebähren, welche sie nicht kontroliren kann. Meiner Ansicht nach ist deren Existenz für sie nur insoweit

ein Glück, als dieselbe eine glückliche ist. Ihre Kinder in harscher oder gar ungerechter Weise, oder auch nur in irgend einer andren Weise, als sie für die beste hält, behandelt sehen zu müssen, ist das grösste Unglück, das sie befallen kann. "Mütter lösen niemals die Bande mit den Kindern, die sie geboren haben. Bis zum letzten Atemzug, findet jede Regung ihres Lebens einen Wiederhall in dem Herzen, neben dem es begann."

Gesetzt der kleine Franz wirft eines Tags einen Ball durchs Fenster. Es ist Papas Fenster, mit dem Gelde gekauft, das er durch seine eigene Arbeit verdient hat. Franz war gewarnt worden, seinen Ball nicht in diesem Zimmer herumzuwerfen. Und Papa glaubt ihm die Lehre, es nie wieder zu tun, nicht ohne Schläge beibringen zu können. Folglich schlägt er ihn. Mamma stimmt damit mit Papa nicht überein. In der Tat, als sie über die Art und Weise, wie Kinder zu behandeln sind, sich zu besprechen pflegten, bestand Papa immer fest darauf, dass ein Kind nie geschlagen werden sollte. Aber bei diesem Vorfall ist er seiner Erziehungstheorie untreu geworden und hat sich einer andern zugewendet. Es wird nicht angehen, dieses Beispiel mit der Bemerkung abzufertigen, dass eine genauere Kenntniss der angeborenen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten von Papas Natur diese Situation verhütet haben würde. Es ist unmöglich, dass eine Frau wissen solle, was ein Mann in einer gegebenen Lage tun werde, ehe sie ihn eben da zu beobachten Gelegenheit gehabt hat. Wir Alle wissen, dass keine Erziehungstheorie genau für alle Kinder passt; dass im wirklichen Leben fortwährend Umstände eintreten, wo eine längstgehegte Theorie bei Seite gesetzt werden muss zu Gunsten gerade dieses Kindes in diesem besondern Fall. Und ich behaupte nicht, dass sich eine Mutter stets gegen die Wahrnehmung alles Leids seitens ihres Kindes sicher stellen kann. Es ist nur, dass wenn in allen Fällen der einzuschlagende Weg von ihr bestimmt wird, bedingungslos, unbeeinflusst durch irgend eine andre Ansicht als ihre eigene, sie die Gewissheit haben kann, dass wie viel Leid auch immer verursacht worden sein mag, ein grösseres verhütet worden ist: und bei diesem Gedanken findet sie Ruhe und Befriedigung

Wie kann man diese Fragen auf Grund irgend einer Theorie wie diejenige der gemeinschaftlichen Kontrole mit väterlicher Versorgung, oder der mütterlichen Kontrole mit väterlicher Versorgung, oder der gemeinschaftlichen Kontrole mit gemeinschaftlicher Versorgung lösen? Soll Franz in einem eigner Zimmer zu Bett gebracht und dort liegen bleiben müssen, bis er einschläft, oder soll er geschaukelt und in den Schlaf gesungen werden? Wenn er erkrankt, sollen Aerzte mit ihren Medizinen herbeigerufen werden, oder soll man sich ausschliesslich auf die heroische Kaltwasserkur und hygieinische Behandlung verlassen? Soll er geimpft werden? Soll während der ersten Jahre die ganze Aufmerksamkeit auf seine physische Entwicklung gelegt, oder sollen ihm frühzeitig Gelegenheiten für geistige Disziplin geboten werden? Soll ihm ohne Einrede sein eigner Wille gelassen werden, oder soll man ihm auf die Finger klopfen, wenn er fremdes Gut anrührt? Soll man ihm Widerstand bieten, wenn er seinen ersten Versuch macht, sich des Eigentums Andrer zu bemächtigen, oder soll man warten, bis er den Spiegel aus dem Fenster zu werfen droht? Darf er für die Nachbarn Beeren pflücken und Holz hacken, wenn er das dem Besuch der Schule vorzieht? Muss er schwimmen lernen oder zuerst ins Wasser gehen? Soll er ein Reitrad sowol wie ein Pferd haben, oder soll er im Sommer barfuss gehen? Soll er in purpurrotem Sammet oder in dunkelblauem Linnen gekleidet gehen? Soll er zu einem Chirurgen oder zu einem Buchagenten ausgebildet werden? Soll er einen Privatlehrer haben und ein hundert-dollar Mikroskop bekommen, oder soll er in die Ortsschule geschickt werden?

Aber selbst abgesehen von bestimmten Fragen, erscheint es mir als unmöglich, dass irgend ein anderer als ein sich völlig selbstbeherrschender Mann, der irgend einen, wenn auch nur einen eingebildeten, Anspruch erhebt, je auf die Anempfehlung höchst wohlgemeinter Ratschläge verzichten wird, Ratschläge, welche mehr dazu angetan sind, den ursprünglich klaren Plan der Mutter hoffnungslos zu verwirren, als irgend einen nützlichen Zweck zu fördern.

Diese Theorie einer unabhängigen Lebensführung scheint mir nicht den Untergang des "Heims" zu bedingen, welches nach der allgemeinen Annahme das Familienverhältniss allein im Stande war, bisher zu sichern. Für die kleinen Kinder würde es stets das sichere und zuverlässige Mutterheim geben. Und ausserdem würde es an einem andern Platze das Vaterheim geben und so viele Freundesheime, als es liebe Freunde gäbe, Heime, welche die kleinen Kinder mit ihrer sonnigen Gegenwart erhellen würden, so oft ihr Wunsch, dies zu tun, die Erlaubniss der Mutter erhielte.

Ich kann es nicht leicht verstehen, wie irgend Jemand ausser ein Kommunist bereit sein kann, "eine Form von Kommunismus zwischen Liebenden" zu befürworten. In jedem andren sozialen Verhältniss würde ein Individualist die Förderung der höchsten Glückseligkeit von jedem Plane erwarten, welcher die allseitigste Ausbildung der Individualität begünstigte. Aber in Hinsicht auf dieses Verhältniss, in welchem vor allen andren im Leben Fehltritte das tiefste Unglück zeitigen, wird dies s allgemeine Prinzip ignorirt und die Ausbildung der Individualität, wenigstens der weiblichen Individualität, der Sicherung eines gewissen Luxus und anderer materieller Vorteile für die Frau hintangesetzt. Es ist wahr, wenn man verliebt ist, kann man sich das Glück in keiner andern Form vorstellen, als in der steten Gegenwart des geliebten Gegenstandes. Nichtsdestoweniger hege ich die Ansicht, dass weder das edelste noch das höchste Glück, welches sich Liebende zu geben vermögen, aus der blinden und gedankenlosen Befolgung dieses Wunsches erspriessen wird. Ich bin sogar geneigt, Victors Ausspruch, dass "zwischen wahrhaft Liebenden, die sich wirklich ergeben sind, das Verhältniss ein ideales ist," in Frage zu ziehen. Ich glaube nicht, dass die "Ergebenheit" bei einem idealen Verhältniss zwischen Erwachsenen überhaupt in Betracht kommt. Eine Mutter oder ein Vater oder ein erwachsener Freund mögen einem Säugling, einem Kinde, oder einer schwachen, kranken, leidenden Person "ergeben" sein. Aber nur die Schwachheit bedarf der Ergebenheit, oder verlangt darnach. Was gesunde Männer und Frauen verlangen, im Verhältniss der Freundschaft wie in jener ungestümen, leidenschaftsvollen Form der Freundschaft, der Liebe, ist einfach das "Heim in einem andren Herzen" zu fühlen; ein Heim, das nicht gemacht, sondern gefunden wird. Apollos Venus ist zweifellos durchaus liebenswürdig in seinen Augen, aber das ist für die übrige Welt nur langweilig oder amüsant, und muss unvermeidlich dahin führen, Venus mit einer engherzigen Eitelkeit zu erfüllen, welche jeden Wunsch und alles Vermögen nach weiterer Ausbildung auf das wirksamste lähmt. Ich schätze eine blinde Liebe so wenig wie einen blinden Hass. Das Eine wie das Andere liegt ausserhalb des Gebiets, auf dem sich gebildete Männer und Frauen bewegen werden. Die Unbeständigkeit der Jugend ist sprüchwörtlich, aber nicht alle Sprüchwörter sind ganz wahr. Die Jugend ist das Alter des Heldenkultus, und es ist die Neigung dieser Periode, den Gegenstand der Liebe zu veridealisiren. Heutzutage beginnen junge, in der Liebe experimentirende Leute damit, in jedem hübschen Gesicht einen Apoll oder eine Venus zu erblicken, und enden — womit? Dass sie ihr Ideal schliesslich finden? Mit nichten. Damit, dass sie sich geirrt, aber dass was sie gefunden haben *gut genug* sei. Zu diesem Schlusse gelangt, entziehen sie ihre Unbeständigkeit dem Blick der Welt hinter dem Schleier des ehelichen Lebens, und diese jungen Leute werden *beständig*, aber nicht immer beständig in ihrer *Liebe*. Meine Prophezeiung für die Zukunft ist, dass nachdem einmal die Freiheit der Liebe lange genug zum Gesetz erhoben ist (ich meine nicht für einzelne Männer und Frauen, sondern für alle Männer und Frauen), Apollo zu der Erkenntniss gelangen wird, dass es eigentlich keine Venus für ihn gibt. Denn es scheint mir, dass in dem Grade, in welchem die Menschheit fortschreitet und die Menschen sich differentiiren, die Möglichkeit sich auch verringert, irgend Jemand zu finden, der vollkommen sympathisch wäre.

Nichtsdestoweniger habe ich die Zuversicht, dass die Liebe ewig bestehen wird. In der Tat, ich glaube an die Liebe. Ich kann nicht verstehen, warum der Hass so frei und — wie es scheinen möchte — so verhältnissmässig tugendhaft sein sollte. Hasst Einer, so findet man es selbstverständlich. Liebt aber Einer, so ist es eine Sache, die man untersuchen muss, und es ist *wahrscheinlich* Etwas nicht ganz recht dabei. Nun setze ich aber trotz des öffentlichen Vorurteils voraus, dass die Liebe nichts Böses, sondern Etwas Gutes ist; dass sie eine normale, gesunde, stärkende, entwickelnde Kraft im menschlichen Leben darstellt; dass sie geweckt wird durch die Wahrnehmung liebenswürdiger, herrlicher, schöner Eigenschaften, woimmer sich diese zeigen; dass sie wesentlich, woimmer sie zu Tage tritt, ein Segen und nicht ein Fluch ist; dass sie nicht *geheiligt* zu werden braucht durch die Zeremonie der Ehe oder selbst die Billigung von Freunden; dass wenn sie durch ihre Folgen zum Unglück führt, das daher kommt, weil unsere eigene Vernunft, und nicht eine fremde Autorität, uns im Stiche gelassen hat.

Wenn ein Mann, wie Victor vorschlägt, für eine Frau "ein Heim gründet," so macht er es unmöglich, dass das Eine eine andre Liebe kenne, ohne von dem Andern das Ertragen gewisser Unannehmlichkeiten zu erwarten. Für mich würde es genügen, irgend eine Einrichtung zu verdammen, welche die Konzentrirung der Liebe auf Eine Person zur Zeit bedingte. Ohne freie Liebe herrscht die schlimmste Sklaverei. Aber die Ehe ist wie ein Pfad, auf dem nur Zwei Platz haben. Und ein Mann und eine Frau können nicht als innigste Freunde oder Liebende — heisse man das Verhältniss wie man wolle — vor die Welt treten, ohne dadurch der Fülle und der Spontaneität anderer Liebe und Freundschaft zu entsagen. Durch die einfache Anzeige sogar ihrer gegenseitigen Gefühle — in welcher Form auch immer diese Anzeige gemacht werden mag — haben sie erklärt: "Unser ganzes Leben ist diesem Verhältniss untergeordnet." Freiwillig und wohlüberlegt "ein Heim gründen," heisst so viel, wie Alles davon ausschliessen, was dem Einen oder dem Andern fremd ist. Die Folge davon im heutigen Leben ist gewöhnlich dies: von den alten Freunden jedes Einen erhalten nur Diejenigen Zutritt in das neue Heim, welche eine genügende Zahl von Beiden gleich angenehmen Eigenschaften besitzen, um willkommen zu sein, und welche sich damit zufrieden geben können, die Freundschaft auf Grund dieser Eigenschaften aufrecht zu erhalten. Ist Hans kein Liebhaber von Musik, muss Gretchen ihre musikalischen Freunde aufgeben. Warum soll er dem Klavierspiel zuhören, wenn es für ihn nur soviel Lärm bedeutet, oder einer Unterhaltung über Musik beiwohnen, wenn es ihn langweilt? Warum soll Gretchen tabakgeschwängerte Luft einatmen müssen, weil Hans und einige seiner Freunde sichs nach Tische nicht ohne eine Cigarre gemütlich machen können? Die Dinge sind wesentlich entweder angenehm oder unangenehm; nicht gleichgültig. Sind Hans und Gretchen ehrlich gegen einander, so werden sie finden, dass Hans der Musik und Gretchen dem Tabak abhold ist, und dass die gelegentliche Beiseitesetzung seiner Empfindlichkeiten eine Kleinigkeit sein mag, dass es aber eine wirklich ernste Sache wird, wenn eine solche Anforderung zu jeder Zeit gestellt wird. Aber vielleicht hält es Victor nicht für nötig, dass das Heim so eingerichtet werden muss. Hans kann sein Rauchzimmer und Gretchen ihr Musikzimmer haben. In diesem Falle wäre das Rauchzimmer nach Tische Hansens Heim und das Musikzimmer Gretchens. Da wo wir uns frei fühlen, da ist unser Heim. Das ist vielleicht das Geheimniss alles heimatlichen Gefühls. Die Gegenwart unserer teuersten Freunde fördert es nur dann, wenn ihre Stimmung der unsrigen entgegenkommt.

Doch das ist nicht die "Gründung eines Heims." Ein Heim gründen, im populären Sinne, heisst: Land kaufen und ein Haus bauen, das *uns* gehört, Gerätschaften und Möbel anschaffen, die *unser* sind, übereinkommen, Kinder zu haben, die *unser* sind und nichts an unsren Anordnungen fürs Leben ändern ohne gegenseitiges Einverständniss.

Victor setzt den Fall einfach und es klingt leicht: "Sind sie nicht mehr glücklich zusammen, so trennen sie sich." Ist das aber so einfach? Es genügt nicht zu sagen: Wir sind nicht eine Stunde länger, als unsere gegenseitige Liebe dauert, an einander gebunden. Gegenseitige Liebe kommt und geht nicht gleichzeitig und hält nicht Schritt wie wohleinexerzirte Soldaten.

Nachdem die erste Aufwallung der Liebe vorüber ist, fangen die Liebenden an, sich zu *entdecken*. Sie waren also doch nicht Eins. In sehr vielen Fällen war es nur die blendende Gewalt des geschlechtlichen Elements, welche die Entdeckung verzögerte. Es war kein wissentlicher Betrug dabei. Aber die Entdeckung pflegt nicht selten eine schmerzliche zu sein. Und der alte Seelenhunger nach Teilnahme in allen Dingen kehrt zurück. Sind wir noch frei, dieselbe anderweitig zu suchen, so erleiden wir keinen Schaden. Wir können dann vielleicht sogar ohne Schmerz die langsame Entdeckung machen, dass sie in keiner andern einzelnen Seele zu finden ist. Aber wenn wir nicht frei sind, und wenn durch irgend welchen Zufall das Eine, nicht Beide, zu der Ansicht gelangt, dass sich die Liebe auf einen Irrtum gründete? Eifersucht ist nur der Schmerz über einen erlittenen oder drohenden Verlust. Es braucht nicht zorniger Schmerz zu sein. Wir haben uns daran gewöhnt, das Wort nur auf zornigen Schmerz anzuwenden, aber der Zorn ist in dem Individuum, und ist nicht eine unvermeidliche Folge des Umstandes. Und Leute werden nicht belobt noch wird ihnen die Stütze der öffentlichen Meinung zu Teil, wenn sie über den Verlust von Etwas böse sind, worauf sie niemals ein Besitzrecht beanspruchten, — ja, worauf sie selbst niemals glaubten, ein Besitzrecht zu haben. Wir Alle wissen, dass in Tchernychewskys "Was tun?" die Ehe Véra Pavlovnas und Lopoukhoffs eine von den sie umgebenden Verhältnissen, denen sie nicht zu widerstehen vermochten, gebotene Form war. Gesetz und Sitte zwangen Véra, sich der Form zu unterziehen, welche sie zu seiner Sklavin machte. Da sie in ihrem eigenen Vater- und Mutterheim eine Sklavin war, konnte er ihr nur unter dieser Bedingung ihre Freiheit geben. Später, als er ihre Gefühle für Kirsanoff entdeckte, war seine Liebe für ihre Freiheit grösser als sein Wunsch, die äussere Form eines Heims aufrecht zu erhalten, aus dem das Heimatsgefühl geflohen war. Er wie Kirsanoff sahen oder ahnten, dass sie keine Frau war, welche mehr als Einen Mann zu einer Zeit lieben würde. Ihre Zukunft zeigte, dass sie nicht einmal an eine Liebe glauben konnte, welche sie nicht verstand. In der Fülle ihrer heiteren Zufriedenheit mit Kirsanoff kam sie zu dem ganz positiven Schluss, dass Lopoukhoff sie nicht wirklich geliebt hatte. Wir sind Alle ein wenig zu der Ansicht geneigt, dass wahre Liebe nur die ist, welche wir selber empfinden oder empfunden haben.

Es ist in Bezug auf die Liebe sehr wahr, dass wir nicht wissen, von wannen sie kommt und wohin sie geht. Aber es ist manchmal eine noch viel traurigere Wahrheit und macht eines der Probleme des Lebens noch weit schwieriger, dass wir nicht wissen, wann sie kommt oder wann sie geht. Ihr Vergehen ist so unbegreiflich wie ihr Entstehen. Zuweilen versiegt sie still und unbemerkt, verzehrt durch die tausend Kleinigkeiten, die ein unvermeidliches Gefolge des beständigen Zusammenlebens sind, wonach das Uebermass der neugeborenen Liebe so gebieterisch verlangt. Zuweilen wird sie in einem Augenblick vernichtet durch die Entdeckung einer Charaktereigenschaft, von deren Existenz wir keine Ahnung hatten. Zuweilen ist, wie in "Was tun?", das beständige Bedürfniss des Einen mit dem nur zeitweiligen Bedürfniss des Andern identisch, und diese Erkenntniss kann unmöglich zur Reife gelangen, ehe das zeitweilige Bedürfniss sich ausgelebt hat. Alles Leben ist entweder Wachstum und Verfall, — das heisst Wechsel. Und mit jedem Wechsel des Individuums tritt ein Wechsel in seiner Liebe ein. In dem glücklichsten Leben und der längsten Liebesdauer ist dass Mass, die Tiefe und der Charakter der Liebe ewigem Wechsel unterworfen.

Victor sagt: "Varietät mag ebensogut die Mutter der Dualität sein, wie Freiheit die Mutter der Ordnung ist." Hat er vergessen, dass die Mutter nicht bei der Geburt der Tochter stirbt, und dass dieses Kind nicht gut ohne die Mutter gedeiht?

ZELM.

Radikalismus und Darwinismus.

Es ist stets ein bedeutungsvolles Zeichen für den Niedergang einer fortschrittlichen Richtung, wenn deren Vertreter brennenden Fragen der Gegenwart geflissentlich aus dem Wege zu gehen suchen. Diese Erscheinung tritt heutzutage bei den Anhängern des sogenannten Radikalismus und Freidenkertums recht auffällig hervor. Ganz abgesehen von Jenen, welche mit Sack und Pack in das reaktionäre Lager übergegangen sind, um dort (*à la* Schurz) der Welt zu zeigen, wie jämmerlich die Ruinen eines einstigen *Charakters* aussehen können, gibt es heutzutage auch Viele, welche sich immer noch gern mit dem abgetragenen Gewand einer einstigen liberalen Gesinnung schmücken. Durch mutige Angriffe auf die Leichen der *einstigen* Feinde des Fortschritts, durch reichlichen Gebrauch der nunmehr zu leeren Phrasen herabgesunkenen Schlagworte suchen sie ihre Untätigkeit, wonicht sogar feindselige Haltung, den *lebenden* Fortschrittsfragen gegenüber, zu verdecken und der Welt zu beweisen, dass der korrumpirende Einfluss des wirklichen oder eingebildeten Erfolges ihrem Charakter Nichts hat anhaben können. Man gerät in Zweifel darüber, ob man einen derartigen veralteten Fortschrittskultus widerwärtig oder lächerlich finden soll, wenn man sieht, dass er nur auf eine beabsichtigte Täuschung Anderer, gepaart mit wirklicher Selbsttäuschung, hinausläuft, und dass er den höchsten Grad der Begeisterung in einer wunderlichen Selbstbeweihräucherung offenbart, an welch letzterer kein Mangel so sehr in die Augen fällt, als der einer triftigen Ursache.

Von den vielen radikalen Aushängeschildern, welche zur Bemäntelung dieses Gaukelspiels dienen müssen, ist die Entwicklungstheorie Darwins eins der mit Vorliebe gebrauchten. Ich will hier nicht näher den naturwissenschaftlichen Wert dieser Theorie erörtern; ich will nur zeigen, dass in dem genannten Zusammenhange ein Missbrauch mit ihr getrieben wird, welcher Missbrauch nicht nur den Vorwurf der Unwissenheit und Albernheit rechtfertigen würde, sondern auch ein schlechtes Licht auf den Charakter Derjenigen wirft, welche ihn verüben. Unwissend und albern sieht es aus, wenn Jemand, der einmal etwas "Bildung gelernt" hat, sich mit der grössesten Unverfrorenheit auf den Höhepunkt alles wissenschaftlichen und sozialen Fortschritts zu schwingen meint, wenn er erklärt, dass er ein Darwinianer sei. Unwissend und albern ist es, wenn eine solche selbstgeschaffene Grösse diktatorisch über den Wert oder Unwert aller Ideen und Prinzipien entscheidet, wobei die Formel: "Darwinianer" und "nicht Darwinianer" das einzig Massgebende ist.

Ein schlechtes Licht auf den Charakter wirft der Missbrauch mit dem Darwinismus dadurch, dass mit seiner Hülfe die brennendsten Fragen des Fortschritts und der Gerechtigkeit in den Hintergrund gedrängt werden; dass er zur Vergeudung von Zeit und Kräften mit nebensächlichen Dingen Anlass geben muss, wo schreiendes Unrecht möglichst schleunige Abhülfe verlangt; dass sich, ferner, die krasseste Reaktion mit einem Nimbus von Fortschrittlichkeit umgeben darf und unter diesem Nimbus die Plünderung und Bedrückung des Volkes ungestraft weiter betreiben darf; dass ein fortschrittlicher Charlatanismus dem Rückschritt in die Hände arbeitet, während der darwinistische Heiligenschein ihn vor dem Odium der Rückschrittlichkeit bewahren muss.

Sehen wir jetzt genauer zu, wie der Pseudo-Radikalismus mit der Entwicklungstheorie arbeitet und welchen Wert seine Trugschlüsse haben. Die Hauptsache, welche die hohe Bedeutung des Darwinismus für den Fortschritt rechtfertigen soll, ist seine angebliche Widerlegung der Lehren der Kirche und der Bibel. Ohne diese Eigentümlichkeit kann sich das radikale Rip-van-Winkeltum überhaupt keine wissenschaftliche oder fortschrittliche Theorie vorstellen. Hier kann es seinen radikalen Heldenmut zeigen, ohne sich den Kopf mit neuen Fragen zerplagen zu müssen; hier kann es ohne Anstrengung und Gefahr Grosstaten verrichten; denn die Feinde sind alt und gebrechlich, und die Zuschauer kennen aus alter Gewohnheit schon die kühnen Schwenkungen, bei denen applaudirt werden muss. So soll denn auch Darwins Lehre wieder einmal die grosse Entdeckung enthalten, vor welcher das Truggebilde des Pfaffentums endlich zum so-und-so vieltsten Male verschwinden muss. Das legt man sich so zurecht: Wenn der menschliche Organismus durch allmälige Entwicklung entstanden ist, dann kann die biblische Geschichte von der Schöpfung des Männleins aus einem Erdenkloss, und des Fräuleins aus einer Rippe des Männleins, nicht wahr sein; wenn aber die Gläubigen einsehen, dass ihnen die Bibel hier ein Märchen aufgebunden hat, dann werden sie ihr überhaupt Nichts mehr glauben; die Pfaffen aber, wenn sie erkennen, dass man hinter ihre Schliche gekommen ist, hängen eiligst ihr Geschäft an den Nagel und lassen in Zukunft die Menschen unbehelligt, etc.

Es gehört viel Naivität dazu, um an eine solche Wunderwirkung der Entwicklungstheorie zu glauben. Wozu denn soviel Umstände machen, um der Bibel einen Widerspruch mit einer noch anfechtbaren Theorie nachzuweisen? Logische Widersprüche sind ja in den biblischen und kirchlichen Lehren massenhaft vorhanden! Der menschliche Glaube bringt es fertig, sich einen Gott vorzustellen, welcher allmächtig, gerecht, die Liebe ist; welcher alle unsere Gedanken und Handlungen regiert, und dennoch nicht anders kann, als für diese Gedanken und Handlungen ein Sühnopfer zu verlangen, zu welchem Zwecke er seinen eingeborenen Sohn, welcher nie eine Sünde getan hat, auf die grausamste Weise martern und tödten lässt. Den Glauben, welcher solche Widersprüche zusammenreimt, den sollte der Widerspruch zwischen Entwicklungstheorie und Schöpfungsgeschichte wankend machen können? Thorheit!

Hierzu kommt nun noch, dass gerade die schlimmsten Beigaben kirchlicher Herrschaft; die Intoleranz, die Muckerei, die Gewissenstyrannei, die Heuchelei, die geistige und leibliche Versklavung, das Pfaffentum, etc., auch *da* uns zu Teil werden, wo ein ehrlicher Glaube gar keine Rolle mehr spielt. Wir haben ja hier in Amerika genug Gemeinden, welche die göttliche Inspiration der Bibel frischweg in Abrede stellen, und dennoch den Anstrich der Christlichkeit dieses Landes in fanatischer Weise verteidigen, so dass sie an keiner gesetzlichen Tyrannei behufs Wahrung dieses Anstriches Anstoss nehmen. Was bedeutet, einer solchen Heuchelei und Inkonsequenz gegenüber, noch der Nachweis einer Ungereimtheit in der Bibel? Gegen solche Uebel kann der Darwinismus Nichts helfen!

Wie der Darwinismus als Panacee gegen Kirche und Bibel, so soll er in gleicher Eigenschaft gegen Gottesgnadentum und Adel dienen. Dies sind auch zwei solche Don Quijoteschen Riesen, mit welchen der alternde Radikalismus nie fertig wird, trotzdem er sie schon so oft endgültig abgetan haben will. Auch hier muss ich wieder fragen: "Wozu denn so viele Umstände?" Vor hundert Jahren schon haben weder Amerikaner, noch Franzosen mehr an die natürliche Superiorität der Könige und des Adels geglaubt. Diese Einsicht war ihnen durch den einfachen gesunden Menschenverstand geworden; was kann an dieser Einsicht denn noch gebessert werden, wenn man erfährt, dass der Affe unser Aller Stammvater sein soll? Mir will es sogar scheinen, als wenn die Lehre von der natürlichen Gleichheit aller Menschen eine viel bessere Stütze an der alten biblischen Schöpfungsgeschichte, als an Darwins Theorie hätte; denn nach der Bibel stammen alle Menschen von *demselben* Erdenkloss ab; tritt aber der Affe an die Stelle des Erdenklosses, so bleibt immer noch Raum für die Annahme, dass es *mehrere* Exemplare gewesen seien, so dass Könige und Adel einen andern Stammaffen, als der gemeine Plebs, gehabt haben könnten. Darwins Lehre könnte sogar zum Beweise einer natürlichen Superiorität der Könige und des Adels, über den Plebs, herangezogen werden; denn wenn günstige äussere Verhältnisse die Menschennatur auf eine höhere Stufe der Entwicklung erheben können, so hat sicher dieses vervollkommnende Agens auf die bevorzugten Klassen stärker eingewirkt, als auf die grosse Masse; auf diesen Grund hin könnten also Jene ganz gut schon vollkommnere Menschen geworden sein.

Soweit hat also der Radikalismus wenig Glück gehabt mit der Heranziehung der Entwicklungstheorie zur Begründung seiner liberalen Ansichten. Trotzdem unternimmt er es weiterhin, den Darwinismus auch in unsere heutigen *sozialen* Fragen hineinzumischen. Dadurch erreicht er so Viel, dass er einer sachlichen Erörterung dieser Fragen geschickt aus dem Wege geht und sich doch den Anschein wahrt, als wäre er auch auf diesem Gebiete im Kampf für den Fortschritt begriffen.

Der Radikalismus behauptet, dass unsere heutigen Staatsformen das Resultat einer natürlichen Entwicklung wären, welche durch die angenommene Entwicklung des menschlichen Organismus bedingt würde und mit ihr Hand in Hand ginge. Wie kühn diese Behauptung ist, sieht man erst ein, wenn man sich vergegenwärtigt, was sie Alles meint. Sie besagt, dass die Menschen, welche unsere heutigen zivilisirten Staaten bilden, von Natur höhere Geschöpfe sein müssen, als ihre Vorfahren, welche noch primitive Gemeinwesen bildeten. Sie besagt ferner, dass eine fernere Vervollkommnung unserer Gesellschaftsordnung nur möglich sei bei gleichzeitiger Vervollkommnung der Menschennatur. Sie besagt drittens, dass der Adel eine höhere Menschenklasse sein müsse, als die grosse Masse, da er ja mehr Gelegenheit hatte, diejenigen Ursachen auf sich einwirken zu lassen, welche den Menschen auf eine höhere Stufe natürlicher Entwicklung bringen. Sie besagt viertens, dass Kinder aus einem früheren barbarischen Zeitalter wegen natürlicher Mängel nicht zu Bürgern unserer fortgeschrittensten Staaten erzogen und gebildet werden könnten. Sie besagt fünftens, dass Kinder, welche heute in einem bis jetzt despotisch regierten Lande geboren wurden, nicht zu Musterrepublikanern erzogen werden können. Sie besagt sechstens, dass jede Form des Despotismus, als einem gewissen Entwicklungsstadium der Menschennatur entsprechend, eine zeitweise absolute Berechtigung habe.

Diese und noch viele ähnliche Schlussfolgerungen wären berechtigt, wenn man annimmt, dass die Veränderungen der Staatsformen durch entsprechende Veränderungen der Menschennatur bedingt seien.

Die unbefangene Beobachtung der Natur muss sofort den Wahn zerstören, als würde die Entstehung unserer Staatsformen durch Naturgesetze geleitet. Wo Letztere sich äussern, da geschieht es immer auf die nämliche Art. Bei den Tieren werden die Formen ihres Zusammenlebens durch Naturgesetze bestimmt; dieselbe Vogelart baut ihr Nest immer auf die nämliche Weise, lebt in denselben geselligen Verhältnissen, sucht ihre Nahrung, ihren Schutz gegen Witterung und Feinde, ihren Lebensgenuss immer in der gleichen Art. Dies Alles braucht der Vogel nicht zu lernen, sondern die natürlichen Gaben dazu liegen in ihm und entwickeln sich von selbst. Wo äussere Verhältnisse eine Abweichung von der gewöhnlichen Regel bewirken, da ist diese Abweichung bei den nämlichen Ursachen auch immer die gleiche. Wie es bei dem Vogel ist, so ist es auch bei allen andern Tieren.

Wie ganz anders dagegen der Mensch! Der natürliche Unterschied zwischen den einzelnen Stämmen und Rassen ist verschwindend klein gegen den zwischen einer wilden und einer zahmen Ente, und doch wie verschieden die Lebensweise und Zivilisation zwischen einem Papua und einem Europäer, zwischen einem gebildeten Deutschen von heute und einem alten Germanen von vor zweitausend Jahren! Wenn diese Unterschiede verschiedenen Entwicklungsstufen entsprächen, so müsste man wesentliche Verschiedenheiten in den Körper- und Geistesanlagen zwischen den Individuen der ausgebildetsten und denen der primitivsten Gesellschaftsformen entdecken können, hauptsächlich aber müsste immer eine entsprechend lange Reihe von Generationen erforderlich sein, um die Entwicklung vom niedersten zum höchsten Zivilisationsgrade zu vollenden. Dem ist jedoch nicht so. Wenn heute ein neugeborenes Papuakind und ein solches in Deutschland von ihren respektiven Eltern umgewechselt würden, so würden innerhalb von zwanzig Jahren die Zivilisationsunterschiede zwischen Deutschem und Papua die umgekehrten sein. Dass die Bildungsunterschiede keinen verschiedenen Entwicklungsstufen im Sinne Darwins entsprechen, sehen wir in Amerika deutlich an den Negerkindern. Alle Lehrer geben zu, dass dieselben bis etwa zum zehnten Jahre dieselbe Intelligenz und Bildungsfähigkeit, wie die Kinder von Weissen bekunden. Nach dem zehnten Jahre bleiben sie im Allgemeinen zurück. Dies ist dasselbe Verhalten, welches wir auch bei weissen Kindern beobachten können, wenn sie durch gesellschaftliche Einrichtungen verurteilt sind, wegen ihrer Herkunft zeitlebens einer untergeordneten und verachteten Klasse anzugehören. Vom zehnten Jahre ab werden die Kinder verständig genug, diese Zurücksetzung zu empfinden, und das lähmt ihre Energie.

Nach dem Gesagten muss es klar sein, dass die Anwendung der natürlichen Entwicklungstheorie auf den sozialen Fortschritt im besten Falle das Resultat unklaren Denkens oder phantastischer Schwärmerei ist. Es ist keine natürliche Unvollkommenheit, welche die Menschen unter barbarische Sitten und Gesetze zwängt; es ist keine Vervollkommnung unserer Natur, von welcher wir die Entwicklung einer idealen Gesellschaftsform zu erwarten haben. Die Redensart, dass das Volk für eine bessere Gesellschaftsform noch nicht reif sei, ist heutzutage eine beliebte Phrase, mit welcher man der Natur die Schuld beimessen will für Uebelstände, welche menschliche Willkür und Torheit geschaffen haben. An der Natur hat es nicht gelegen, dass unsere Vorfahren die Schrecken des Kannibalismus und die Barbarei des Mittelalters durchmachen mussten; an der Natur liegt es auch heute nicht, dass die Menschheit unter dem Druck der heutigen sozialen Einrichtungen seufzt. So lange es noch soziale Uebelstände gibt, welche überhaupt beseitigt werden können, so lange ist damit der Beweis geliefert, dass menschlicher Vorwitz durch künstliche Satzungen dem freien Walten der Natur hindernd in den Weg tritt. Erst wenn der Mensch seine Unfähigkeit erkannt haben wird, der Natur helfend und verbessernd unter die Arme zu greifen; wenn er daraus den Schluss gezogen haben wird, dass eine bessere Gesellschaftsordnung nur dadurch erreicht werden kann, dass der Mensch von seinem unbefugten Eingreifen immer mehr und mehr Abstand nimmt; erst dann werden unsere Fortschrittsbestrebungen von dem richtigen Prinzip geleitet sein und unsere Staatsweisheit wird nicht mehr den Zweck verfolgen, die Unvollkommenheiten der Natur zu verbessern, sondern eine unbefugte Einmischung in ihr Walten zu vermeiden.

PAUL ERWIG.

Steuern.

(H. C. Bechtold in der "Michigan Arbeiter-Zeitung.)

Jedes bis jetzt bekannte Steuersystem ist ungerecht, weil es sich auf den Zwang gründet. Die zufällig Herrschenden haben es in ihrer Gewalt, jedes Individuum durch die Steuerschraube seines Eigentums zu berauben oder das ganze Eigentum des Volks zu konfisziren, sei es zur Bezahlung von Staatsschulden, Gründung von Monopolen oder Bereicherung einzelner privilegirten Familien. Es gibt darum keinen einzigen Menschen, der die Zwangssteuer gern bezahlt. Jeder sucht die Bezahlung von Steuern zu umgehen, weil sie in allen Fällen ein Raub sind, wodurch ein Teil der Arbeit des Volks, wenn nicht die ganze, oder gar die Arbeit künftiger Geschlechter mit Beschlag belegt wird. Wo die Steuer nicht zu umgehen ist, wird sie stets von den Reichen auf die Unbemittelten, von den Starken auf die Schwachen abgewälzt. Nur freiwillige Besteuerung zu gemeinsamen Zwecken hat einen Sinn unter freien Menschen.

Nicht Arbeit genug! Dass so ein Wahn in den Köpfen der Mehrzahl Platz greifen konnte, zeigt, wie verkehrt das ganze wirtschaftliche System der modernen Staaten ist. Nicht Arbeit genug? Das ist, als wenn ein Bär sagte, er habe nicht Haare genug. Es gibt in der Welt mehr Arbeit, als die Menschen tun können, und wenn sie noch so viele Maschinen erfinden, werden sie doch alle beschäftigt werden können, wenn sie nur die Freiheit haben, arbeiten zu dürfen, d. h. wenn man ihnen die Erde nicht verwehrt, auf der und aus der sie geboren sind. Sobald der Arbeiter keinen Tribut zu zahlen braucht für das Privilegium, arbeiten zu dürfen, wird die Klage über Arbeitsmangel verstummen.